

Kinder im Fokus von Häuslicher Gewalt

Weitergabe der Gewaltbereitschaft an nächste
Generationen und Handlungsmöglichkeiten für die
Soziale Arbeit

Bachelor-Thesis zum Erwerb
des Bachelor-Diploms in Sozialer Arbeit

Berner Fachhochschule Soziale Arbeit

Vorgelegt von

Henzen Fabienne

Mustafa Gresa

Gutachterin: Dr. Brauchli Simone

Bern, Dezember 2024

Abstract

Häusliche Gewalt ist jahrhundertealtes Phänomen, von dem auch heute noch Kinder beispielsweise in Form von gewaltvollen Erziehungspraktiken betroffen sind. Dies, obwohl sich die Schweiz mit der Ratifizierung der Istanbul-Konvention (Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt) zum Schutz von Kindern verpflichtet hat, zeigt unsere Berufserfahrungen aus Frauenhäusern des Kantons Bern, dass die Vernetzung von gewaltbetroffenen Kindern mit adäquaten Unterstützungsmöglichkeiten eine Herausforderung darstellt. Zudem ist festzustellen, dass gewaltausübende oder -erlebende Bezugspersonen häufig so stark mit der eigenen Gewaltgeschichte beschäftigt sind, dass sie als Bindungspersonen kaum präsent sind und gegenüber den Kindern weniger feinfühlig und kommunikativ auftreten (Osofsky & Fenichel 1994, McKay 1994, nach Dlugosch, 2010, S.42).

Diese erkannte Vernachlässigung von gewaltbetroffenen Kindern wird in dieser literaturbasierten Bachelorthesis anhand folgender Fragestellung aufgegriffen:

"Wie können Fachkräfte der Sozialen Arbeit von Häuslicher Gewalt betroffene Kinder unterstützen, damit erlebte Gewaltdynamiken nicht reproduziert, sondern verarbeitet werden können?"

Zunächst wird der Begriff häusliche Gewalt geklärt und die betroffene Zielgruppe eingegrenzt. Anschließend wird das Thema aus drei Perspektiven beleuchtet: Aus einem Aspekt der Generationen, der sich auf einen kurzen historischen Rückblick bezieht, um veraltete Vorstellungen in Bezug auf die Kindererziehung aufzudecken und durch zeitgemässere pädagogische Erwartungen an die Fürsorgepflicht abzulösen. Einen zweiten gesundheitlichen Aspekt, in dem mögliche Gewaltfolgen und die Reproduktion von Gewalterfahrungen anhand Traumata und intergenerationale Weitergaben der Gewaltdynamiken aufgezeigt werden. Und einem dritten und letzten „Aspekt der Soziologie“, wobei gesellschaftliche Mechanismen untersucht werden und die Sozialisationsinstanz „Familie“, das Modelllernen, das Geschlecht sowie Rollenzuschreibungen und hierarchische Strukturen im Fokus stehen.

In einem dritten Schritt werden bestehende Angebote der Sozialen Arbeit zur Unterstützung von Gewaltbetroffenen analysiert. Woraufhin im Diskussionsteil deutlich wird, dass Bindung, Trauma und Sozialisation zentrale Faktoren der intergenerationalen Weitergabe sind. Wofür die Soziale Arbeit auf Ansätze setzt, die in der Opferhilfe, in Präventionsprogrammen an Schulen und mit Erwachsenen mit ganzheitlicher und systemischer Unterstützung wirken. Dabei steht immer die Ressourcenorientierung und Resilienzförderung der Kinder im Mittelpunkt.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Ausgangslage und Herleitung der Fragestellung.....	1
1.2	Darstellung der Relevanz für die Soziale Arbeit	3
1.3	Aufbau der Arbeit	4
2	Gewalt.....	5
2.1	Häusliche Gewalt.....	5
2.1.1	Gewaltformen laut der Istanbul- Konvention.....	6
2.1.2	Gibt es Ursachen für Häusliche Gewalt?	8
2.2	Fazit	9
3	Häusliche Gewalt bei Kindern	10
3.1	Folgen von Häuslicher Gewalt bei Kindern	11
3.1.1	Der umstrittene Klaps auf den Po.....	11
3.1.2	Die Folgen Häuslicher Gewalt an Kindern	12
3.2	Fazit	19
4	Trauma.....	20
4.1	Definition von Trauma.....	20
4.2	Wie entsteht ein Trauma?	21
4.3	Klassifikation von Trauma	23
4.4	Traumafolgen	24
4.5	Trauma und Häusliche Gewalt:.....	27
4.6	Resilienz.....	28
4.7	Fazit	29
5	Intergenerationale Weitergabe von Gewaltmechanismen.....	30
5.1	Bindungstheorie.....	30
5.1.1	Grundlagen der Bindungstheorie – Entstehung von Bindung	31
5.1.2	Bindungsverhalten und das Bindungssystem	32
5.1.3	Bindungsmuster	33
5.1.4	Das Konzept der Feinfühligkeit.....	35
5.2	Bindung, Trauma und Häusliche Gewalt.....	36
5.3	Fazit	38
6	Sozialisation.....	39
6.1	Aneignungsprozess	39
6.1.1	Sozialisationsinstanz: Familie.....	41
6.1.2	Geschlechterspezifische Sozialisation.....	44
6.2	Fazit	49

7 Handlungsmöglichkeiten der Sozialen Arbeit.....	50
7.1 Stoppen der Gewalt.....	51
7.1.1 Opferhilfe	51
7.2 Prävention	52
7.2.1 Prävention in der Schule	52
7.3 Traumapädagogik.....	54
7.3.1 Selbstbemächtigung als Teil der Traumapädagogik.....	56
7.3.2 Rolle der Gruppe und Gemeinschaft	57
7.4 Bindungspädagogik	58
7.5 Beratung: Kinder und Bezugspersonen	61
7.5.1 Sozialpädagogische Familienbegleitung – SPF.....	62
7.5.2 Täter:innenarbeit.....	63
7.6 Fazit	63
8 Schlussfolgerungen.....	65
8.1. Diskussion der Ergebnisse	65
8.2 Bedeutung für die Profession der Sozialen Arbeit	69
8.3 Kritische Würdigung und weiterführende Gedanken	72
9 Quellenverzeichnis.....	73
9.1 Nutzung von künstlicher Intelligenz.....	85
9.2 Abbildungsverzeichnis	87

1 Einleitung

In diesem einleitenden Kapitel erfolgt die Erörterung der Gewaltthematik in Bezug auf Kinder. Die Ausgangslage sowie die Beweggründe der Autorinnen werden dargelegt und die Formulierung der Fragestellungen und Ziele der Arbeit aufgezeigt. Zudem wird der Aufbau der Arbeit für einen strukturierten Überblick und zur Orientierung dargestellt.

1.1 Ausgangslage und Herleitung der Fragestellung

Häusliche Gewalt ist kein individuelles Problem, sondern stellt ein soziales Problem dar, welches weltweit verbreitet ist. Es kann verschiedenste Personen und Menschen unterschiedlicher Hintergründe betreffen (Europarat, 2024; Humanrights.ch, o. D.). Dabei handelt es sich um verschiedene Formen von Gewalt (Büttner, 2020a, S. 5-9). Die Aktualität und Relevanz des Themas von Häuslicher Gewalt zeigt sich unter anderem in den Statistiken zu Straftaten von Häuslicher Gewalt, in denen eine wachsende Zahl der registrierten Straftaten in diesem Bereich ersichtlich ist. Da Gewalttaten nicht immer zur Anzeige gebracht werden oder die Polizei informiert wird, wird Häusliche Gewalt nicht vollumfassend abgebildet und die Zahl der Vorfälle demnach höher geschätzt. Betroffen von Häuslicher Gewalt sind überwiegend weibliche Personen, sowohl Minderjährige als auch Volljährige (Bundesamt für Statistik, 2024, 25. Juli; Europarat, 2024). Gemäss dieser Statistik des Bundesamtes stellen minderjährigen Kinder 15.1% der polizeilich registrierten Opfer häuslicher Gewalt dar. Weiter fand eine Studie aus Deutschland mit 10'000 von Häuslicher Gewalt betroffenen Frauen heraus, dass bei über der Hälfte der Betroffenen auch Kinder im gleichen Haushalt lebten und die Gewalt so zumindest indirekt mitbekommen haben. 57% der Kinder haben dabei die Gewalt gehört oder mitangesehen (50%), während ca. 25% in die Gewalthandlungen direkt involviert wurden (Schrötle & Müller, 2004, nach Büttner, 2020a, S. 6-8). Wobei sowohl direktes als auch indirektes Erleben von Häuslicher Gewalt die kindliche Entwicklung negativ beeinflussen und psychische, physische sowie soziale Bereiche betreffen kann. So zählen zu den potenziellen Auswirkungen beispielsweise Traumafolgestörungen, Veränderungen im Stresshormonsystem bis hin zu deutlich kürzeren Lebenserwartungen. Je früher ein Kind sich mit Häuslicher Gewalt konfrontiert sind, desto schwerwiegender können die Folgen sein, die es davon mit sich zieht (De Andrade & Gahleitner, 2020, S. 94 –95).

Weiter wird in der Literatur und in Studien darauf hingewiesen, dass Häusliche Gewalt über mehrere Generationen weiter bestehen kann (Büttner, 2020b; Wang, 2022; Southern &

Sullivan, 2021). Demnach begünstigt das (Mit-) Erleben von Häuslicher Gewalt in der Kindheit das Risiko, im Erwachsenenalter selbst Opfer oder Täter:in in einer Partnerschaft oder gegenüber von eigenen Kindern zu werden. Dabei spielt eine wichtige Rolle, ob eine Identifikation mit dem gewaltausübenden oder gewalterlebenden Elternteil stattfindet, aber auch vorherrschende Geschlechterrollen führen dazu, dass Frauen eher in die Opferrolle und Männer eher in die Täterrolle geraten (Büttner, 2020; De Andrade & Gahleitner, 2020, S. 95; Korritko, 2020, S. 102). Diese Rollen-Identifizierung kann wiederum zu Traumatisierungen, Überforderungen, Depressionen und Burnouts führen und sich so bis ins Erwachsenenalter abzeichnen (Büttner, 2020a, S. 14-18).

Persönliche Motivation

Die Praxiserfahrungen der Autorinnen in zwei Frauenhäusern im Kanton Bern bestätigen diese aufgezeigten Aussagen. So berichten Klientinnen nebst der Häuslichen Gewalt in der (Ex-)Partnerschaft auch von (mit-)erlebter Gewalt in der eigenen Herkunftsfamilie oder in der Herkunftsfamilie des Partners.

Diese Gewalterlebnisse hatten tiefgreifende Auswirkungen, die sowohl bei den Frauen als auch bei ihren Kindern deutlich erkennbar waren. So machten sich psychische sowie physische Beschwerden als auch Ängste und Schlafstörungen bemerkbar. Bei den (Klein-)Kindern zeigten sich teilweise Entwicklungsverzögerungen, beispielsweise im sprachlichen Bereich oder im sozialen Miteinander.

Die direkten Einblicke in die Lebensrealitäten der Betroffenen schärfen das Bewusstsein der Autorinnen für die dringliche Frage, wie die intergenerationale Weitergabe von Gewaltdynamiken durchbrochen werden kann und wie diese komplexen Herausforderungen in der Sozialen Arbeit angegangen und unterstützt werden können.

Forschungsstand

Laut dem Kinderschutz Schweiz ist in den letzten Jahren in der Schweiz die Thematik Häuslicher Gewalt verstärkt in den Fokus gerückt (o. D.). Dies kann auch daraus geschlossen werden, dass es zunehmend Bemühungen auf politischer Ebene zur Bekämpfung von Häuslicher Gewalt und zum Schutz von Betroffenen gibt. Kinder sind jedoch bei den Massnahmen ungenügend berücksichtigt und die bestehenden Unterstützungsangebote sind kantonale sehr unterschiedlich ausgerichtet, obwohl kindzentrierte Ansätze eine hohe Effektivität der unterstützenden Massnahmen und Ansätze aufzeigen würde (ebd.).

Wird im Zusammenhang von Kindern und Häuslicher Gewalt weitergeforscht, stösst man in der Literatur immer wieder auf das Thema der Transmission (Weitergabe) von Gewaltdynamiken (Korritko, 2020, S. 101-103). Auch wenn vermehrt Studien und Untersuchungen zu diesem Thema durchgeführt werden, wird der Prozess der Weitergabe nur ungenügend oder gar nicht aufgegriffen (vgl. Ahmling et al., 2023; vgl. Büttner, 2020b). Es lassen sich jedoch auch interessante wissenschaftliche Literatur und Studien finden, die diese Transmission anhand verschiedener Theorien aufzeigen. Zu den meistgenannten Ansätzen zählen die Sozialisierungstheorie mit dem Lernen am Modell von Bandura und die Traumatisierung über die Bindung zwischen Eltern und Kind (Boehnke & Boehnke, 2022, S. 4-5; Schulz et al., 2011, S. 111-113; Rauwald, 2013). Auch wenn sich einige Erklärungsansätze finden lassen, wird immer wieder auf den Forschungsbedarf hingewiesen, um dieses Thema vollständig erklären zu können (Gloger-Tippelt, 1999, S. 83-84).

Die unzureichende Berücksichtigung von Kindern im Zusammenhang mit Häuslicher Gewalt, die Tatsache, dass Gewaltdynamiken über Generationen weitergegeben werden können und weil die frühe Kindheit eine besonders prägende Lebensphase in der Entwicklung eines Menschen darstellt (Ahmling et al., 2023) bilden den Ausgangspunkt dieser Arbeit. Aufbauend auf den genannten Theorien wird folgende Fragestellung untersucht:

"Wie können Fachpersonen der Sozialen Arbeit von Häuslicher Gewalt betroffene Kinder unterstützen, damit erlebte Gewaltdynamiken nicht reproduziert, sondern verarbeitet werden können?"

1.2 Darstellung der Relevanz für die Soziale Arbeit

Im April 2018 ist in der Schweiz die Istanbul-Konvention in Kraft getreten. Dabei handelt es sich um ein Übereinkommen, dessen Fokus auf dem Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten liegt. Ein wesentlicher Aspekt dieser Konvention ist der Schutz von Frauen und Kindern vor Häuslicher Gewalt, da diese Gruppen unverhältnismässig am stärksten davon betroffen sind. Dies umfasst auch Kinder, die als Zeugen oder Zeuginnen die Häusliche Gewalt in der Familie miterleben (Europarat, 2022). Auch im Berufskodex von AvenirSocial werden die Menschenrechte als ein fundamentaler Grundsatz der Sozialen Arbeit aufgeführt (AvenirSocial, 2010, S.8). In den Handlungsmöglichkeiten wiederum setzt sich die Soziale Arbeit für Rückzugsmöglichkeiten für Betroffene ein, um sie vor Beschämung, Bedrohung, Machtmissbrauch, sexuellen Übergriffen sowie Gewalt zu schützen und zu begleiten (AvenirSocial, 2010, S.10). Des Weiteren verweist der Berufscodex auf die internationalen ethischen Prinzipien und Übereinkommen der UNO, welche darauf abzielen,

jegliche Form der Diskriminierung gegenüber Frauen zu beseitigen und Schutz vor Gewalt zu gewährleisten (Unicef Schweiz, o. D.).

Die Häusliche Gewalt stellt ein Einschneiden in diese Menschenrechte dar und macht Opfer der Gewalt zu schutzbedürftigen Personen der Gesellschaft. Aus diesen Elementen kann eine eindeutige Mitverantwortung der Sozialen Arbeit und deren professionellen Fachkräfte erkannt werden, sich gegen Gewalt auszusprechen und mit gezielten Massnahmen dagegen vorzugehen.

1.3 Aufbau der Arbeit

Zur Beantwortung der Fragestellung ist es erforderlich, den Terminus „Häusliche Gewalt“ (Kapitel 2) zu untersuchen. Dabei gilt, die Definition dieser Gewaltform sowie ihre Ausdrucksformen zu erörtern. Im Rahmen dessen wird zudem dargelegt, auf welche Zielgruppe sich diese Bachelorthesis fokussiert.

Um dann in einem weiteren Schritt herausfinden zu können, was die Betroffenen für Unterstützungsmöglichkeiten benötigen, damit sie die erlebten Gewaltdynamiken nicht reproduzieren, wird das Phänomen anhand von drei verschiedenen Aspekten beleuchtet. Im ersten Aspekt der Generationen (Kapitel 3) werden anhand von einem kurzen historischen Rückblick veraltete Glaubenssätze der Kindererziehung beleuchtet und umstrittene Themen wie die Meinungen, dass Kindern von Häuslicher Gewalt oder von gelegentlichen körperlichen Züchtigungen keine Folgen tragen, hinterfragt. Da jedoch Kinder sehr viele Folgen von den Gewalterfahrungen mit sich tragen können, wird im gesundheitlichen Aspekt deutlich, dass viele Gewaltfolgen als Spätfolgen im Jugend- oder Erwachsenenalter auftreten, weshalb zwei dieser Vorgänge besonders hervorgehoben werden. So wird in Kapitel 4 der Vorgang einer Traumatisierung unter die Lupe genommen und in Kapitel 5 der Prozess einer transgenerationalen Weitergabe von Gewaltdynamiken. Der dritte und somit letzte Aspekt beleuchtet die Häusliche Gewalt aus einem soziologischen Blickwinkel. Dabei wird in Kapitel 6 analysiert, wie die Gesellschaft mit diesem Phänomen umgeht und wie Häusliche Gewalt noch heute gesellschaftlich reproduziert wird.

Anschliessend werden in Kapitel 7 bestehende Unterstützungsangebote der Sozialen Arbeit in Bezug auf Häusliche Gewalt genannt, die sich aus den Erkenntnissen des Unterstützungsbedarfs der vorherigen Kapiteln ableiten lassen. So kann abschliessend beantwortet werden, *wie Fachkräfte der Sozialen Arbeit von Häuslicher Gewalt betroffene Kinder unterstützen können, damit erlebte Gewaltdynamiken nicht reproduziert, sondern verarbeitet werden können.*

2 Gewalt

Im Duden wird Gewalt einerseits als eine Macht, als Befugnis und als Mittel definiert, um über etwas oder jemanden zu herrschen. Andererseits wird "Gewalt" als ein unrechtmässiges Vorgehen benannt, also "jemanden zu etwas zwingen" oder "gegen jemanden physische oder psychische Kraft anwenden, um etwas zu erreichen". Dabei wird in den Gewalt-Beispielen mehrmals auf die Häusliche Gewalt verwiesen (Dudenredaktion, o.D.), also was genau ist Häusliche Gewalt?

Der Hauptunterschied zwischen der "Gewalt" und der "Häuslichen Gewalt" ist somit laut dem eidgenössischen Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann, dass die folgend aufgeführten Gewaltformen jeweils innerhalb eines Haushalts, einer Familie oder in (Ex-)Partnerschaften vorkommen. Dabei ist nicht relevant, ob die Betroffenen aktuell im selben Haushalt wohnen oder je gewohnt haben (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2020a, S. 1-3). Für diese Gewaltform ist in der Schweiz das Opferhilfegesetz (OHG) zuständig, welches den Grundsatz stützt, dass jede Person Anspruch auf Unterstützung hat, die durch eine Straftat in ihrer sexuellen, physischen oder psychischen Integrität unmittelbar beeinträchtigt wurde (Opferhilfegesetz, 2007, § 1, Abs. 1, S. 1607). Auch angehörige Personen wie Kinder haben das Recht, diese Unterstützung in Anspruch zu nehmen (Opferhilfegesetz, 2007, § 1, Abs. 2, S. 1607).

2.1 Häusliche Gewalt

Es gibt Uneinigkeiten und Graubereiche bezüglich der Begriffsdefinition von Häuslicher Gewalt. So geht Gelles die Gewalt beispielsweise über die Absichten der gewaltausübenden Person an oder über die sichtbaren Folgen, welche Betroffene von sich tragen können (Gelles 2002, nach Lamnek et al., 2012, S. 7).

Die Autorinnen bevorzugen jedoch die Definition der Häuslichen Gewalt, wie sie in der Istanbul-Konvention differenziert wird. Dies, da sie Gewaltformen berücksichtigt, die auf den ersten Blick oft nicht als Häusliche Gewalt eingeschätzt werden. So ist vielen Klient:innen nicht bewusst, wie unterschiedlich sich die Häusliche Gewalt ausdrücken kann. Oft reagieren betroffene Personen überrascht, wenn sie sehen, dass das, was ihnen angetan wird, schon längstens unter den Begriff der Häuslichen Gewalt fällt und sie längst Schutz und Unterstützungsmöglichkeiten hätten beanspruchen dürfen. Viele Betroffene äussern in Folge

dessen Scham- oder Schuldgefühle, weil sie sich früher gemeldet hätten, wenn sie diese Informationen gehabt hätten (Persönliche Kommunikation, 2023).

Ein Kritikpunkt an der Istanbul-Konvention ist, dass sich das Übereinkommen in erster Linie ausdrücklich auf die Bekämpfung und Verhütung von Gewalt gegen das weibliche Geschlecht bezieht. In Kapitel 6.1.2 wird noch genauer darauf eingegangen, was solche Geschlechterkategorisierungen mit sich bringen können.

2.1.1 Gewaltformen laut der Istanbul- Konvention

Im Folgenden soll anhand der Definitionen in der Istanbul-Konvention genauer auf die verschiedenen Gewaltformen eingegangen werden, welche der Häuslichen Gewalt zuzuordnen sind.

Körperliche Gewalt

Diese Form beinhaltet körperliche Angriffe wie Ohrfeigen, Gegenstände werfen, Schlagen mit / ohne Gegenstände oder auch Würgen, Fesseln, Einsperren. Laut der Istanbul-Konvention fallen darunter auch Verletzungs- und Tötungsdrohungen sowie Zwangsabtreibungen, Zwangssterilisationen und die Verstümmelung weiblicher Genitalien (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann EBG, 2020a, S. 7).

Psychische Gewalt

Hierzu gehört beispielsweise das Quälen von geliebten Haustieren, Demütigungen, Beleidigungen, Abwertungen, Einschüchterungen oder das Erzeugen von Schuldgefühlen. In der Istanbul-Konvention werden auch psychischer Terror und eifersüchtiges Verhalten als psychische Gewalt eingestuft (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2020a, S. 8).

Sexuelle Gewalt

Die sexuelle Gewalt umfasst laut der Istanbul-Konvention einerseits die sexuelle Belästigung wie aufdringliches Zu-Nahe-Kommen, unerwünschte Berührungen, sexuell anzügliche Sprüche, andererseits sexuelle Nötigung und Vergewaltigung (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2020a, 7 & 8).

Ökonomische Gewalt und soziale Gewalt

Die soziale Gewalt (zum Beispiel Einschränkungen der sozialen Kontakte) sowie die Ökonomische Gewalt (beispielsweise Arbeitsverbot, Arbeitszwang, Kontrolle über finanzielle

Ressourcen) werden in der Istanbul-Konvention als eigenständige Kategorien aufgeführt (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2020a, S.8).

Trennungsgewalt

Hierbei handelt es sich um Gefährdungssituationen, die im Zusammenhang mit einer Trennung entstehen können. Trennungsgewalt kann in allen obengenannten Formen ausgeübt werden und sich schon vor, während oder nach der Trennung zeigen. Dies hat zur Folge, dass die Lösung aus einer gewaltvollen Beziehung oftmals nicht das Ende der Gewalt bedeutet, sondern sich im Gegenteil die Gewalt noch zuspitzen kann. Und auch die Gewalt, welche nach einer Trennung noch folgen kann, benennt die Konvention als Häusliche Gewalt (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2020b, S. 3).

Miterleben der Gewalt zwischen Bezugspersonen

Kinder, welche die Gewalt zwischen Bezugspersonen miterleben, gelten laut der Konvention ebenfalls als Betroffene. Dabei wird auf mögliche psychosoziale, physische und psychische Folgen bis ins Erwachsenenalter aufmerksam gemacht und der Zusammenhang von Miterleben von Gewalt in der Kindheit und Gewalterfahrungen im Erwachsenenalter erläutert (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2020a, S.6).

Nicht alle Gewaltformen sind auf den ersten Blick erkennbar oder scharf voneinander zu trennen. So bekommen die Autorinnen im Berufsalltag oft die weitverbreitete Ansicht zu hören, dass Kinder von der Gewalt im Haushalt nichts mit- oder abbekommen (Dlugosch, 2010, S.38), weshalb die miterlebte Gewaltform noch etwas ausgeführt wird:

Heynen benennt drei Formen, welche die Mitbetroffenheit von Kindern bei indirekt erlebter Häuslicher Gewalt aufzeigen: Die Zeugung durch eine Vergewaltigung der Mutter, Misshandlungen während der Schwangerschaft und das Aufwachsen in einer gewaltvollen und demütigenden Atmosphäre (2001, nach Dlugosch, 2010, S.39).

Diese Gewaltatmosphäre beschreibt McGee (1997, nach Dlugosch, 2010) noch etwas genauer. So sieht er darin jegliche Gewaltformen, die das Kind anwesend im selben Raum mitangesehen oder im Nebenraum mitangehört hat: Wenn es die physischen und psychischen Auswirkungen des gewaltbetroffenen Elternteils miterlebt, selbst als Druckmittel benutzt wird oder als Grund für die Gewalttat beschuldigt wird (Dlugosch, 2010, S.39).

So kann das Miterleben von Gewalt zwischen Bezugspersonen in einem Raum als Schnittstelle zwischen Kindesvernachlässigung, Kindesmisshandlung und Häuslicher Gewalt betrachtet werden (Gelles 2002, nach Lamnek et al., 2012, S. 133). Wobei Gewaltfolgen aufgrund der fehlenden Sicherheit, der mangelnden elterlichen Kompetenz oder in Form einer

Parentifizierung auftreten können (siehe Kapitel 3.1.2) (Heynen 2001, nach Dlugosch, 2010, S. 40).

2.1.2 Gibt es Ursachen für Häusliche Gewalt?

Bei einer bundesweiten Befragung (2017) in Deutschland gaben bei einer Stichprobe von 1'102 Personen also 49% an, mindestens einmal einer psychischen oder physischen Gewalthandlung durch ihre:n Partner:in ausgesetzt gewesen zu sein. Werden auch diejenigen mitberücksichtigt, welche nicht unter längerfristigen Folgen litten, beträgt der Wert 76% (Hohendorf, 2023, S. 148 - 149). Doch wovon wird diese Gewaltbereitschaft begünstigt?

Laut der Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind nie einzelne Faktoren ausschlaggebend, die das Ausüben oder das Erleben von Gewalt begünstigen. Vielmehr muss Häusliche Gewalt in ihren multikausalen Zusammenhängen betrachtet werden (Hohendorf, 2023, S.144). Dazu entwickelt die WHO folgendes Modell weiter, um Ursachen und Risikofaktoren trotz der zahlreichen und zusammenspielenden Einflussfaktoren übersichtlich darstellen zu können (Eidgenössisches Büro für Gleichstellung [EBG], 2009, S. 4099).

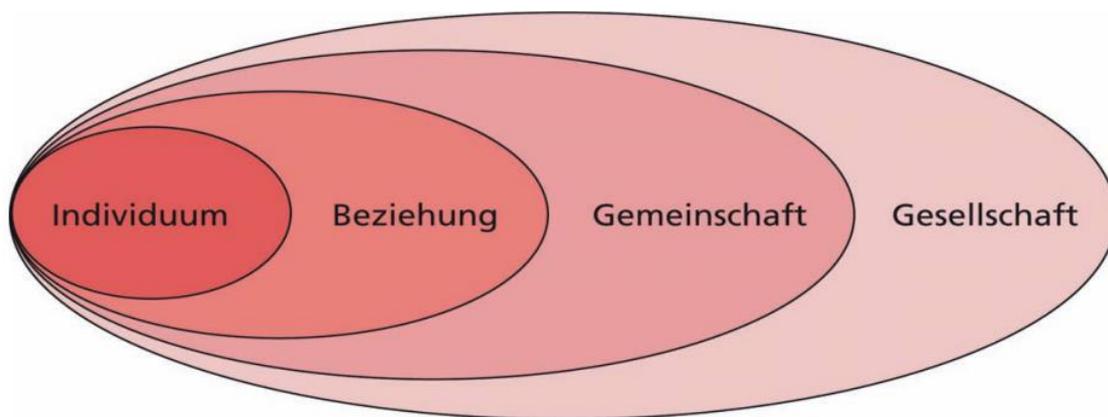


Abbildung 1: Quelle: In Anlehnung an *Bericht über Gewalt in Partnerschaften: Ursachen und in der Schweiz getroffene Massnahmen* (S.4099), von WHO World Health Organization, 2003, https://www.buerobass.ch/fileadmin/Files/2009/Gewalt_in_Paarbeziehungen_Bericht_Bundesrat.pdf

So wird das Individuum beispielsweise durch (mit-)erlebte Gewalt in der Kindheit, Alkohol-/Drogenkonsum oder vom Stress in seinem Verhalten beeinflusst. Auf der Beziehungsebene können Machtgefälle oder Dominanz das Risiko erhöhen, Gewalt auszuüben oder zu erleben. Auf der Ebene der Gemeinschaft sind es fehlende Unterstützung oder gewalttolerante Einstellungen, die auch in der letzten Spalte der gesellschaftlichen Ebene eine Rolle spielen

können. Hier kommen aber auch starre Rollenbilder, stereotype Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit hinzu, die zu gewaltförderndem Verhalten beitragen können (Eidgenössisches Büro für Gleichstellung [EBG], 2009, S. 4099)

Es lässt sich nicht monokausal erklären, welche Menschen weshalb gewalttätig werden. Häusliche Gewalt ist ein komplexes Phänomen, das in zahlreichen Faktoren und in ihren Wechselwirkungen verwurzelt ist (Weltgesundheitsorganisation [WHO], 2003, S.15).

2.2 Fazit

Durch das Auseinandersetzen mit der Häuslichen Gewalt wird deutlich, wie vielschichtig und unterschiedlich sie sich zeigen kann. Die Istanbul-Konvention liefert einen differenzierten Überblick über die verschiedenen Gewaltformen, welcher als Grundlage der vorliegenden Arbeit dient. Häusliche Gewalt ist ein komplexes Phänomen, welchem nicht auf eine Ursache zugrunde liegt, sondern eine Kombination diverser Faktoren auf individueller Ebene, Beziehungsebene sowie gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene. Einige dieser Faktoren, wie beispielsweise das Erlernen von Gewaltverhalten, der Einfluss von eigenen Gewalterfahrungen aus der Kindheit, gesellschaftliche Normen, Wertbilder oder Ideologien, wird in dieser Arbeit genauer beleuchtet, um so das Phänomen in seiner Gesamtheit erkennen und beschreiben zu können. Eine möglichst umfassende Betrachtung des Phänomens ist hilfreich bei der Beantwortung der Fragestellung dieser Thesis, welche sozialarbeiterischen Interventionen bei Kindern einem raschen Durchbrechen von transgenerational übertragenen schädlichen Verhaltensmustern dienen.

Es ist den Autorinnen ein Anliegen hervorzuheben, dass in dieser Arbeit das Miterleben von Häuslicher Gewalt zwischen Bezugspersonen als psychische Gewalt gegen Kinder anerkannt wird. Dies soll dazu beitragen, dass betroffene Kinder nicht unbeachtet bleiben, sondern ebenfalls Unterstützung erhalten. So bleiben Folgeschäden (siehe folgendes Kapitel) nicht unbemerkt und die Kette der intergenerationalen Weitergabe von Gewaltdynamiken kann gestoppt werden.

3 Häusliche Gewalt bei Kindern

Historie

Je weiter in die Vergangenheit zurückgeschaut wird, desto unzureichender war die Fürsorge und Pflege für Kinder. Die Wahrscheinlichkeit, als Kind gequält, geschlagen, missbraucht oder ausgesetzt zu werden, war gross (DeMause, 1980, S.11). So war der Kindesmord in der Antike ein alltägliches Phänomen und findet sich in der Geschichte für beispielsweise uneheliche Kinder noch bis ins 19. Jahrhundert (S.46). Obwohl bereits grosse Denker im ersten Jahrhundert auf die Umstände der Kindheit aufmerksam machten (S.12-13), fing ein Umdenken erst im 16. Jahrhundert unter dem moralischen Aspekt der Religion statt. So untersagte die christliche Fürsorgepflicht Kindesaussetzungen und begann, Schutzeinrichtungen zu gründen (Maywald 2003, nach Büschi, 2012, S. 11). Trotz der Erkenntnis bezeichnet Lloyd DeMause noch in den 1980er Jahren die Kindheit als Albtraum, aus dem erst gerade aufgewacht wird (DeMause, 1980, S.12-13).

Im 19. Jahrhundert gelang es Sigmund Freud, neue Perspektiven für die Kinderbetreuung zu entwickeln, wodurch die Thematik für Anthropologinn:en, Soziologinn:en und Psychologinn:en zum Untersuchungsgegenstand wurde (DeMause, 1980, S.13). Wodurch neue Gesetze zum Kinderschutz ermöglicht wurden (Maywald 2003, nach Büschi 2012). Allerdings blieb der Brauch der körperlichen Züchtigung von Kindern durch Lehrpersonen oder Eltern weiterhin bestehen (DeMause, nach Büschi 2012). So hatte bis weit ins 20. Jahrhundert der Vater das Recht, gegenüber seinem Kind und seiner Frau seinen eigenen Willen mit Gewalt durchzusetzen (Lamnek et al., nach Büschi 2012). Wie sich diese patriarchalen Strukturen noch heute auf die Kindeserziehung und Weitergabe von gewalttätigen Verhaltensmustern auswirken, wird in Kapitel 6 genauer angeschaut.

Heute

Seither hat sich rechtlich gesehen in der Schweiz einiges weiterentwickelt.

So trat beispielsweise im April 2018 das Übereinkommen der Istanbul-Konvention mit dem Ziel, Frauen und Mädchen vor Gewalt zu schützen, schweizweit in Kraft. Vier Jahre später, im Jahr 2022, werden zur Umsetzung der Istanbul-Konvention entsprechende Massnahmen festgelegt (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2023).

Und im September 2024 diskutiert der Bundesrat eine Vorlage zur Änderung des Zivilgesetzbuches (ZGB). Dieser Vorschlag würde Eltern explizit zur gewaltfreien Erziehung

ihrer Kinder verpflichten und besseren Zugang zu niederschweligen Hilfs- und Beratungsangeboten in Erziehungsfragen schaffen (Der Bundesrat, [BR], 2024).

3.1 Folgen von Häuslicher Gewalt bei Kindern

Bevor in diesem Kapitel die Folgen der Häuslichen Gewalt bei Kindern erläutert werden, ist es wichtig zu betonen, dass das Ausmass der möglichen Folgen immer abhängig von der Schwere und der Dauer der erlebten Gewalt ist (Thornberry et al., 2001, nach Büschi, 2012). So beziehen sich die Autorinnen im Kapitel 3.1.2. auf sogenannte Folgen von "schwerer" Häusliche Gewalt. Was das genau bedeutet, wird zuerst im folgenden Kapitel 3.1.1. "Der umstrittene Klaps auf den Po" erklärt.

3.1.1 Der umstrittene Klaps auf den Po

Einerseits ist es umstritten, ab wann die Häusliche Gewalt als "schwere Misshandlung" angesehen wird, andererseits ob wiederum die "leichte" Gewalt in Form von "milder" Züchtigung als Erziehungsmethode, wirklich so verheerend sei (Büschi, 2012, S. 37-38).

Wobei ein einmaliger Schlag ins Gesicht oder auf den Kopf bereits eine Hirnverletzung oder Hirnblutung zur Folge haben kann. Deshalb muss bereits bei dieser als "mild" eingestuften Gewaltform bedacht werden, dass die Auswirkungen ausserhalb des Ermessens der schlagenden Person liegen. Rupturen des Trommelfells, Erschütterungen, Blutungen und Verletzungen des Hörnervs können Folgen einer harmlos gemeinten Ohrfeige sein (Jacobi, nach Büschi, 2012, S. 38).

Wie verhält es sich mit dem Klaps auf den Hintern? Dieser ist ein verbreitetes Beispiel einer Disziplinar-massnahme in der Erziehung, da diese Form der Gewalt keinen längerfristigen physischen Schaden mit sich bringt (Büschi, 2012, S. 38).

Dabei ist jedoch relevant, dass es meist nicht beim einmaligen "Klaps auf den Hintern" bleibt. So sind Bezugspersonen, die in der Erziehung dazu bereit sind, "milde" Gewalt anzuwenden, höchstwahrscheinlich auch dazu bereit, diese Methode wiederholt anzuwenden und dabei immer mehr Hemmungen verlieren. Das Potenzial, dass diese "milde" Gewalt in einer Kindesmisshandlung endet, ist somit bei jeder anfänglich "milden" Züchtigung vorhanden (Larzelere & Baumrind, nach Büschi, 2012, S. 37-38).

Auch wenn sie dafür keinen sicher nachgewiesenen Zusammenhang vorlegen können, besteht Einigkeit darüber, dass die Gewalteskalation nur vermieden werden kann, wenn Eltern gewaltfreie Disziplinierungsmassnahmen erlernen (Büschi, 2012, S. 38-39). Aus pädagogischer Sicht ist auf die Züchtigung in jeglicher Form von körperlicher Gewalt zu verzichten (Meyer-Probst; Prister; Albert, nach Büschi, 2012, S. 39-40). Diese Form der Bestrafung schadet dem emotionalen Klima, wirkt sich auf das Verhältnis zwischen der schlagenden und der geschlagenen Person aus und kann so zu einer Aversion gegen Regeln und Bezugspersonen führen. Hinzu kommt, dass die Gewalt häufig nicht zielführend ist, da sie oft nur kurze Verhaltensänderungen beim Kind herbeiführt und somit nicht nachhaltig ist. So muss die Gewalt regelmässiger und intensiver angewendet werden, um das erwünschte Verhalten wieder herbei zu führen, was wiederum früher oder später zum eben beschriebenen Phänomen der Eskalation führt (Büschi, 2012, S. 39-40).

Wird die "milde" Gewalt regelmässig oder intensivierend angewendet, handelt es sich um schwerwiegende Häusliche Gewalt, bei welcher folgende Folgen in Betracht gezogen werden müssen (Büschi, 2012, S.41).

3.1.2 Die Folgen Häuslicher Gewalt an Kindern

Wie bereits erwähnt, erkennen die Autorinnen die indirekt erlebte Häusliche Gewalt gemäss Definition nach Istanbul-Konvention ebenfalls als psychische Gewalt gegen Kinder an. Denn auch vom Nebenzimmer aus hören oder sehen Kinder die Häusliche Gewalt von Beginn an mit, bis sie am Ende mit der verzweifelt und verletzt hinterlassenen, von Gewalt betroffenen und je nachdem gezeichneten Bezugsperson zurückbleiben. Sie sind durch ihre Unterlegenheit hilflos ausgeliefert, entwickeln Schuldgefühle, Scham und werden gequält von existenziellen Ängsten, um das eigene und um das Leben des misshandelten Elternteils (Petri 1995, nach Dlugosch, 2010, S.54-55). Im Folgenden aufgeführte Auswirkungen gelten somit für die direkt sowie indirekt erlebte Häusliche Gewalt.

Da Betroffene wie in der Istanbul-Konvention erwähnt (siehe Kapitel 2.1.1), Folgeschäden bis ins Erwachsenenalter erleiden können, wurden folgende Gewaltfolgen in drei Abschnitte unterteilt:

Im ersten Abschnitt werden Folgeerscheinungen aufgezeigt, die direkt im Kindesalter auftreten. Also jene, die sich noch während oder direkt nach der Misshandlung zeigen.

Weiter werden Gewaltfolgen beleuchtet, die aufgrund aktueller Misshandlungen oder Folgeerscheinungen, die auf die Gewalterlebnisse in der Kindheit zurückzuführen sind.

Im dritten und letzten Teil thematisieren geht es um die Spätfolgen im Erwachsenenalter, welche auf die erlebte Gewalt im Kindes- und Jugendalter zurück zu führen sind.

Folgen, die sich direkt im Kindesalter ausdrücken

Psychische Folgen

Alle zu Beginn aufgeführten Gewaltformen können, einzeln oder kombiniert ausgeübt, diverse psychische Folgen für das betroffene Kind nach sich ziehen (Büschi, 2012, S. 33). Laut Briere und Runtz (nach Streeck-Fischer, 2013) können dies beispielsweise psychische Störungen wie eine Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (kurz ADHS), eine Depression oder posttraumatische Belastungsstörung sein. Auch ein niedriger Selbstwert, interpersonelle Empfindlichkeit, die Neigung, schneller Angst zu empfinden oder Dissoziationen, Paranoia und Feindseligkeiten zählen dazu (Streeck-Fischer, 2013, S. 64-65).

All diese psychischen Folgen können wiederum zu einer Somatisierung führen, welche körperliche Beschwerden herbeiführen (Streeck-Fischer, 2013, S. 64-65).

Körperliche Folgen

Neben dem Phänomen der Somatisierung fasst Albert (nach Büschi, 2012) die Folgen direkter physischer Gewalt in Form von körperlichen Wunden zusammen. Dazu zählen beispielsweise Schürfungen, Verbrennungen, Bisswunden, Hämatome, Prellungen oder Verstauchungen, offene Wunden oder Würgemale (Büschi, 2012, S. 31). Herrmann et al. (nach Büschi, 2012) ergänzt, dass sich die Verletzungen oftmals am Ober- und Unterschenkel sowie in den Gelenksregionen, am Hinterteil und am Hals befinden. Aber auch innere Verletzungen wie beispielsweise Darm- und Leberrisse oder innere Blutungen sind mögliche somatische Folgen. Das Würgen, die inneren Blutungen oder auch Schädel-Hirn-Verletzungen, beispielsweise ausgelöst durch ein Schütteltrauma, können gar zum Tod führen (Büschi, 2012, S. 32).

Herrmann et al. (nach Büschi, 2012) sieht die typischen Folgen von sexueller Gewalt beispielsweise in Griffspuren, Risswunden im Genital- und Analbereich, an Brust, Hüften oder Oberschenkeln. Auch Geschlechtskrankheiten, Infektionen oder Pilzkrankungen können direkte Folgen sexualisierter Gewalt darstellen (Büschi, 2012, S. 32).

Soziale Folgen

Sowohl die erlebte Gewalt als auch obengenannte Folgen können sich wiederum auf das Verhalten eines Kindes auswirken. Wie bereits erwähnt, ist die Reaktion auf das

Gewalterleben immer auch von der Lebenssituation und der Resilienz des betroffenen Kindes abhängig (Büschi, 2012, S. 31).

Es fällt jedoch auf, dass misshandelte Kinder (Albert, nach Büschi, 2012) vermehrt aggressives und delinquentes Verhalten aufzeigen (Büschi, 2012, S.36), was sich in oppositionellen Störungen in der Schule zeigen kann. Sie haben begrenzte soziale Fähigkeiten, was sich dadurch ausdrückt, dass sie weniger Freunde haben, nicht so beliebt und nicht in der Lage sind enge Beziehungen einzugehen. Einschränkungen kognitiver und verbaler Fähigkeiten können zu ausgeprägten Schulproblemen führen (Streeck-Fischer, 2013, S. 64-65). Diese Schwierigkeiten können laut Herrmann et al. (nach Büschi, 2012) auf Prozesse in den Hirnfunktionen zurückgeführt werden, welche sich auf Grund der wiederholt erlebten Gewalt im Kindesalter verändert haben (Büschi, 2012, S.36 - 37). Was das genau bedeutet und welche Spätfolgen dies haben kann, wird im dritten Abschnitt genauer beleuchtet.

Aufgrund der Tatsache, dass das Kind von einer Bindungsperson (beispielsweise von den Eltern) misshandelt wird, kann die emotionale Offenheit und das Vertrauen zu jener Person verloren gehen. So werden laut Kindler Furcht und Verwirrung in der Beziehung gegenüber der Bezugsperson aufgebaut (nach Büschi, 2012, S. 35-36).

Parentifizierung

Bei der Parentifizierung handelt sich um ein Phänomen, welches verschiedene Altersstufen betreffen kann. Dabei werden Beziehungen subjektiv verzerrt, beispielsweise dreht ein Elternteil durch eine Wunschfantasie oder eine Abhängigkeit das Generationsgefälle um. So übernimmt das Kind die Beschützer:innen- oder Erzieher:innen-Rolle, um ein emotionales Bedürfnis des Elternteils, wie beispielsweise der Wunsch nach Sicherheit oder Kontrolle zu befriedigen (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1981, S. 209-210). Dabei wird das Kind oftmals in die Rolle der eigenen Eltern (also den Grosseltern des Kindes) gezwängt, wodurch vergangene Beziehungen wiederaufgelebt und an das entsprechende Bedürfnis angepasst werden können (S.226). So kann beispielsweise die Häusliche Gewalt gegenüber dem parentifizierten Kind vom unbewussten Wunsch geleitet sein, mit den eigenen Eltern abzurechnen (S. 218).

Es kann vorkommen, dass ein Kind von beiden Elternteilen parentifiziert wird und so ständig versucht, die jeweilig herrschenden, schweren Emotionen auszugleichen und beispielsweise Streit zwischen den Eltern aufzufangen (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1981, S.214).

Das Phänomen der Parentifizierung ist bis zu einem gewissen Grad in den meisten Familien anzutreffen (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1981, S.211), nimmt jedoch ein ungesundes

Ausmass an, wenn das Kind durch die Parentifizierung in seiner Entwicklungsmöglichkeit beeinträchtigt wird (S. 226). Denn obwohl es die Rolle eines Erwachsenen übernehmen muss oder sich dazu bereit erklärt, muss es trotzdem der Kinderrolle entsprechend den Eltern gehorchen (S.225).

Folgen, die sich im Jugendalter zeigen

Im Jugendalter zeigen sich weitere Folgen der Häuslichen Gewalt, welche das betroffene Kind erlebt hat oder der / die Jugendliche weiterhin erlebt (Streeck-Fischer, 2013, S. 65).

Die Verhaltensprobleme werden massiv, sie zeigen sich in Alkoholproblemen, im Drogenmissbrauch oder in kriminellen Handlungen. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit, dass Jugendliche, die von Häuslicher Gewalt betroffen waren oder sind, inhaftiert werden, ist doppelt so hoch wie bei Jugendlichen ohne Gewalterfahrungen. Auch psychische Störungen, wie posttraumatische Stressstörungen und Depressionen bis hin zu Suizidversuchen, Fettsucht, Prostitution oder Promiskuität können Folgen der erlebten Häuslichen Gewalt sein (Gilbert et al., nach Streeck-Fischer, 2013, S. 65).

Ein grundlegender Unterschied zum Kindesalter zeigt sich in der Geschlechtsreife der Frauen, wodurch eine Folge sexueller Gewalt eine Schwangerschaft sein könnte (Büschi, 2012, S.32).

Folgen, die sich im Erwachsenenalter zeigen

Stressfolgen

Der Stressforscher und Mediziner Hans Selyse (1956) beschreibt diese Veränderungen in drei aufeinanderfolgenden Phasen. Die erste Phase ist die Alarmreaktion, in welcher die Stresshormone ausgeschüttet werden, darauf folgt die Widerstandsphase, in welcher die Reaktionssysteme aktiv werden und zum Schluss die Erschöpfungsphase (nach Resick, 2003, S.92 - 93). Jedoch kann die Widerstandsphase über Wochen anhalten, wenn der Stressor wiederholt wird, andauert oder als schwerwiegend wahrgenommen wird. Diese andauernde Alarmbereitschaft in erregtem Zustand führt zu den meisten schädlichen Stress-Folgen (Selyse 1956, nach Resick 2003, S.92 - 93).

In den 1960er Jahren entwickelt der Psychologe Richard Lazarus ein Stressmodell, welches die subjektive Bewertung der betroffenen Person in den Vordergrund stellt. Bei diesem Belast-Bewältigungs-Konzept werden in einer bedrohlich wahrgenommenen Situation (wie beispielsweise beim Erleben Häuslicher Gewalt) zuerst die zur Verfügung stehenden

Ressourcen analysiert. Dabei wird auf bisherige Erfahrungen, unbewusste Gedanken oder auch verinnerlichte Glaubenssätze zurückgegriffen. Schätzt die betroffene Person ihre bisherigen Strategien jedoch als ungenügend ein, um die Situation bewältigen zu können entsteht Stress. Dieser Stress versucht das Individuum nun mittels Coping-Strategien zu bewältigen. Dabei kann es auf eine problemorientierte Strategie zurückgreifen, indem die eigenen Gefühle zur Situation reguliert werden oder eine emotionale Strategie, in der versucht wird, die Situation zu verändern (Dlugosch, 2010, S.71-75). In Bezug auf Häusliche Gewalt könnte das betroffene Kind mittels Handlungsstrategie versuchen zu intervenieren. So könnte es versuchen, sich selbst in einer Gewaltsituation zu schützen oder die Bedrohung zu beenden, indem es eingreift, Mitbetroffene schützt oder sich Hilfe von aussen holt. Bei der innerpsychischen Abwehrstrategie wiederum wird die eigene Gefühlswelt reguliert, indem Distanz vom Gewaltgeschehen geschaffen wird (Hege 1999 & Kindler 2002, nach Dlugosch 2010, S.76), beispielsweise in Form von Erstarren, was oftmals von einer traumatischen Abspaltung wie einer Dissoziation begleitet wird (Strasser 2001, nach Dlugosch 2010, S.76). Dabei kann sich (wie bereits bei den Folgen im Kindesalter erwähnt) durch wiederholte Misshandlungen im Kindesalter die Gehirnstruktur anpassen (Herrmann et al., nach Büschi, 2012, S.37). Da sich das Gehirn in den ersten Lebensjahren mit einer enormen Geschwindigkeit entwickelt, sind laut Bowlby Erfahrungen in dieser Zeit besonders prägend und wirken sich lebenslang auf alle weiteren emotionalen Erfahrungen aus (Bowlby, nach Bock & Braun, 2013, S. 22-23). So kann es sein, dass sich die neuronalen Netzwerke an negative Einflussfaktoren, wie Vernachlässigung oder Misshandlung anpassen. Dabei wird nie angemessen auf die neue Umwelt reagiert, sondern die betroffene Person verharrt wie in einem Schutzmechanismus und das Erleben bleibt abgespalten (S. 25). Dieser Vorgang wird in Kapitel 4 anhand einer Traumatisierung genauer analysiert.

Intergenerationale Weitergabe

Eine weitere Spätfolge im Erwachsenenalter besteht darin, dass Personen, die in ihrer Kindheit Gewalt erfahren haben, im Erwachsenenalter mit hoher Wahrscheinlichkeit gewalttätig gegenüber ihren eigenen Kindern werden (Albert, nach Büschi, 2012, S. 35). Da die intergenerationale Weitergabe von Gewaltdynamiken eine signifikante Rolle bei der Durchbrechung der Gewaltkette spielt, wird in Kapitel 5 detaillierter auf diesen Vorgang eingegangen.

Stigmatisierungen

Stigmatisierung bis hin zur Diskriminierung aufgrund von Missbrauchserfahrungen in der Kindheit können eine weitere belastende Folge im Erwachsenenalter darstellen. So führen Vorurteile, gesellschaftliche Ausgrenzungen und die daraus resultierende selbstentwertende

Einstellung unmittelbar zu einer Traumatisierung (Schomerus, 2013, S. 414). Dies wiederum führt dazu, dass viele betroffene Personen es bevorzugen, ihre Erlebnisse für sich zu behalten, um der Stigmatisierung als „Opfer“ entgehen zu können. Denn der „Opferstatus“ bringt negative Zuschreibungen mit, so wird er beispielsweise in der Jugendsprache beleidigend mit einem / einer „Verlierer:in“ gleichgesetzt, um jemanden zu demütigen (Treibel und Seidler 2011, nach Schomerus, 2013, S.413). Aber auch gesamtgesellschaftlich kann die Opfer-Stigmatisierung dazu führen, dass die Betroffenen von anderen abgewertet und ausgegrenzt werden (Goffman, nach Schomerus, 2013, S. 413).

Da dieses Verhalten (un-)bewusst auch beispielsweise von Fachpersonen der Sozialen Arbeit ausgeübt werden kann, ist es wichtig, den Stigmatisierungsprozess aufzuzeigen. So kann dem Verhalten von Fachpersonen entgegengewirkt und Betroffenen erleichtert werden, sich Unterstützung zu suchen.

Der Prozess der Stigmatisierung

Link, B. und Phelan, J. haben vier aufeinanderfolgende Kategorien benannt, die den Stigmatisierungsprozess aufzeigen sollen (2001, nach Schomerus, 2013, S. 413).

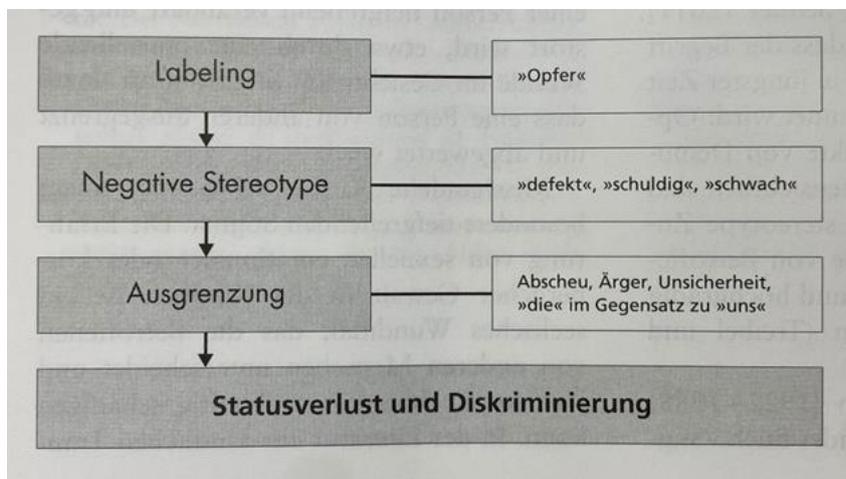


Abbildung 2: Quelle. Übernommen aus „Stigmatisierung der Opfer von Kindesmisshandlung“ von G. Schomerus, in H.J. Grabe & C. Spitzer (Hrsg), *Kindesmisshandlung Psychische und körperliche Folgen im Erwachsenenalter* (S. 414), 2013, Kohlhammer.

1. Das Labeling (Deutsch: Etikettieren)

Die Stigmatisierung wird in Gang gesetzt, indem die Normabweichung durch das Offenlegen traumatischer Erfahrungen erkannt wird. Dabei erhält die betroffene Person den Status des „Opfers“ und die dazugehörige Rolle (Schomerus, 2013, S. 414).

2. Negative Stereotype

Hier wird der zugeteilte Titel als „Opfer“ mit negativen Stereotypen verknüpft. Es könnte die Befürchtung entstehen, dass das „Opfer“ sexuell gestört sei, nicht in der Lage sei, eine stabile Beziehung zu führen oder einmal selbst zur Tatperson werden könnte. Dabei sind diese Zuschreibungen auch abhängig von den jeweiligen Geschlechterrollen (Schomerus, 2013, S. 415).

3. Ausgrenzung

Die betroffene Person gehört nun einer „anderen Gruppe“ an, nämlich der Gruppe der „Opfer“. Dabei spielt die emotionale Komponente der Ausgrenzenden eine grosse Rolle: Während die einen mit Ärger und Abscheu reagieren, werden andere mitleidig und hilfsbereit (Schomerus, 2013, S. 415-416).

4. Diskriminierung

In der letzten Kategorie finden die vorangegangenen Kategorien Ausdruck und die negativen Folgen werden spürbar. Dabei kann die Ausgrenzung ebenso abwertend und verletzend sein wie die übergrösse Vorsicht gegenüber der betroffenen Person (Schomerus, 2013, S. 416).

So wird es nachvollziehbar, dass Betroffene den Stigmatisierungsprozess gar nicht erst in Gang setzen möchten und so ihre Missbrauchserfahrungen geheim halten. Die Folgen davon sind für die Betroffenen schwerwiegend. Denn einerseits bleiben dies die Tatpersonen so unbehelligt und misshandeln möglicherweise weitere Personen, die dann zu Opfern werden. Andererseits kann so den Betroffenen keine angemessene Therapie oder Unterstützung angeboten werden und es können auch keine rechtlichen Ansprüche geltend gemacht werden (Schomerus, 2013, S. 417).

Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, dass die Erlebnisse zu einer Selbststigmatisierung führen, indem die betroffene Person die herrschenden Vorurteile, Haltungen und Normen übernimmt und eine verurteilende Werteinstellung sich selbst gegenüber annimmt. Dies kann zu Verlusten im Selbstwert und in der Selbstwirksamkeit führen (Schomerus, 2013, S. 417-418).

3.2 Fazit

Dieser kurze historische Rückblick zeigt auf, wie alltäglich die prekären Verhältnisse der Kinder über Jahrhunderte hinweg waren und erst in jüngster Zeit Massnahmen zur Bekämpfung von Gewalt als Erziehungsmethode gesetzlich verankert wurden. Die Autorinnen stellen die Hypothese auf, dass die fortschrittlichen und relativ neuen Denkanstösse, Diskussionen und Gesetze in der Schweiz noch nicht in allen Familiensystemen anerkannt und integriert werden. Sondern, dass wie in Kapitel 3.1.1 beschrieben, Gewalt in Form von Züchtigung weiterhin als Erziehungsmethode angewendet wird.

Wie jedoch das Kapitel 3.1.2 deutlich aufzeigt, kann Häusliche Gewalt tiefgreifende psychische, körperliche und soziale Folgen haben und sich über mehrere Altersspannen hinweg negativ auf die Gesundheit auswirken. Auch gesellschaftlich hat die erlebte Häusliche Gewalt traumatisierende Auswirkungen auf Betroffene, indem sie stigmatisiert oder gar diskriminiert werden. Aufgrund der erkannten Relevanz, wird im Folgenden der Prozess des "Traumas" und der "intergenerationalen Weitergabe von der Bereitschaft zur Gewalt" detaillierter betrachtet.

4 Trauma

Bereits im Kapitel 2 wurden die unterschiedlichen Auswirkungen von Gewalterfahrungen im häuslichen Umfeld beleuchtet. Eine wesentliche Folge dieser wiederholten extremen und negativen Stresserfahrungen sind die psychischen Belastungen, die Betroffene (Kinder und Erwachsene) erleben, darunter insbesondere die Auswirkungen traumatischer Erfahrungen (Huber, 2011, S. 20–21). Da Traumata aufgrund belastender Ereignisse oder Lebensumstände oft schwerwiegende und langanhaltende Folgen für das psychische Wohlbefinden für das ganze Leben haben (Fischer & Riedesser, 2009, S. 289), wird in diesem Kapitel näher auf die psychischen Belastungen mit einem besonderen Fokus auf das Trauma eingegangen und werden die langfristigen Konsequenzen für die Betroffenen aufgezeigt. Es wird sich auf Trauma als allgemeine Erscheinung bezogen, aber jeweils auch auf kinderspezifische Aspekte fokussiert. Denn auch wenn sich die Fragestellung der vorliegenden Arbeit auf die Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf Kinder fokussiert, wird im nächsten Kapitel unter anderem die transgenerationale Weitergabe von Traumata, also von Erwachsenen an ihre Kinder, beleuchtet.

4.1 Definition von Trauma

Das Wort "Trauma" hat seinen Ursprung im Griechischen und lässt sich mit "Wunde" übersetzen (vom Hoff, 2023, S. 4). Der Begriff wird in verschiedenen Disziplinen wie der Medizin, Psychologie, Sozialen Arbeit, Soziologie und Pädagogik genutzt. Es wird zwischen psychischem und physischem Trauma unterschieden. Der Begriff Trauma wird in der Medizin bereits lange für die Bezeichnung von Verletzungen genutzt, die durch äussere Einwirkungen geschehen sind (Kühner, 2008, S. 33). Ein Beispiel für ein körperliches (physisches) Trauma ist ein Autounfall, bei dem schwere Verletzungen wie Knochenbrüche und innere Blutungen auftreten können. In dieser Arbeit steht jedoch das psychische Trauma im Fokus.

Die Definition eines sogenannten Psychotraumas ist komplexer als jene des physischen Traumas, daher lassen sich zahlreiche Definitionen davon finden (Korritko, 2016, S. 53). Der Begriff Trauma wird im alltäglichen Sprachgebrauch häufig verwendet, um auszudrücken, dass jemandem etwas sehr Schlimmes zugestossen ist (vom Hoff, 2023, S. 4). Allerdings führt nicht jeder Stress oder belastende Moment automatisch zu einem Trauma. Verschiedene Herausforderungen wie Enttäuschungen, Zurückweisungen, Frustrationen oder persönliches Scheitern sind unvermeidbare Bestandteile des Lebens, mit denen jeder Mensch konfrontiert wird (Korritko, 2016, S. 27). Eine treffende Definition stammt von den Psychoanalytikern

Fischer und Riedesser (2009, S. 84), die den Kern eines Traumas als "vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten" beschreiben, das "mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt" (ebd.). Bei einer Traumatisierung kommt es durch ein oder mehrere extrem belastende Ereignisse zu einer Überforderung von psychischen und biologischen Verarbeitungsmechanismen (Korittko, 2016, S. 26). Da die bereits vorhandenen Bewältigungsstrategien von Mensch zu Mensch unterschiedlich sind, kann sich eine identische belastende Situation bei einer Person traumatisierend auswirkend, während sie für eine andere lediglich herausfordernd ist.

Ob ein Ereignis als Trauma empfunden wird, hängt stark von individuellen Faktoren ab, wie der persönlichen Resilienz und den Bewältigungsstrategien einer Person (Staub & Seidl, 2024, S. 3). Auf die Resilienz wird am Ende dieses Kapitels noch näher eingegangen. Nun gehen die Autorinnen erstmal der Frage nach, wie es zu einem Trauma kommt.

4.2 Wie entsteht ein Trauma?

In lebensbedrohlichen Situationen reagieren Menschen reflexartig. Das bewusste Denken wird unterdrückt und instinktive Überlebensreaktionen werden ausgelöst und steuern das Handeln: Kampf, Flucht oder Erstarren. Diese Reaktionen werden von einer starken Ausschüttung von Stresshormonen wie Adrenalin und Cortisol begleitet, was den Körper in Alarmbereitschaft versetzt (vom Hoff, 2023, S. 6-8). Aus Sicht der Neurobiologie können die Vorgänge im Körper näher beschrieben werden.

Neurobiologie einer Traumatisierung

Beim Prozess der Traumatisierung sind die zwei zentralen Gehirnregionen Amygdala und Hippocampus stark beteiligt. Der Hippocampus speichert Erfahrungen und ordnet sie im zeitlichen und räumlichen Kontext ein. Dadurch wird es möglich, diese Erfahrungen als Teil einer Geschichte einzuordnen und davon zu erzählen. Diese Erfahrungen prägen die Identität eines Menschen. Bei traumatischen Stresserfahrungen wird die einordnende Funktion des Hippocampus jedoch ausgesetzt, sodass das Erlebte nur bruchstückhaft gespeichert werden kann (vom Hoff, 2023, S. 8).

Die Amygdala wird auch emotionales Gedächtnis genannt, da sie auch während der traumatischen Ereignisse aktiv bleibt und Gefühle und körperliche Reaktionen speichert. Wie bei einem Alarmsystem werden jeweilige Situationen nach Neutralität oder potenzieller Gefahr

analysiert und wenn nötig die Überlebensreaktionen - Kampf, Flucht oder Erstarren - ausgelöst (vom Hoff, 2023, S. 8).

Als Folge davon können im weiteren Lebensverlauf Reize, die an das traumatische Ereignis erinnern, damit verbundene emotionale oder körperliche Reaktionen aktivieren. Diese Prozesse werden auch Traumagedächtnis genannt. Objektive Analysen von nun neuen Situationen oder Umständen sind blockiert, und Schlüsselreize führen immer wieder zu Traumareaktionen und dem Überlebenskampf. Das Verarbeiten des Traumas wird erschwert oder verunmöglicht und die Traumareaktion bleibt im Nervensystem und im Leben der Betroffenen präsent (vom Hoff, 2023, S. 9). Das Gehirn bleibt also stets in der Analyse neuer Situationen und der Körper in Alarmbereitschaft für eine potenzielle Bedrohung, was ein hohes Stresslevel bedeutet und somit viel Energie erfordert.

Kinderspezifischer Aspekt

Wie die Erwachsenen können Kinder grundsätzlich auf die oben genannten Überlebensreaktionen zurückgreifen. Allerdings sind Kampf und Flucht für Kinder schwieriger umsetzbar, je jünger sie sind. Sie verfügen über unzureichend Stärke und Koordination, um effektiv zu fliehen oder sich zu wehren. Somit bleibt ihnen das Erstarren als bevorzugte Überlebensstrategie. Je öfter die Kinder auf diese Strategie zurückgreifen müssen, desto stärker können sich die dazugehörigen Nervenverbindungen im Gehirn entwickeln. Das führt dazu, dass diese Mechanismen auch in ungefährlicheren Situationen aktiviert werden (Hüther, 2005, nach Korritko, 2016, S. 142–143). Betroffene Kinder reagieren auch im weiteren Verlauf ihres Lebens besonders sensibel auf Stress (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 34).

Die Belastung durch das Trauma bzw. die Traumata steigt, je häufiger und länger die betroffene Person körperlicher oder psychischer Bedrohung ausgesetzt ist, wie etwa durch körperliche oder sexuelle Übergriffe von Menschen auf andere Menschen, so genannte interpersonelle Gewalt. Solche Erfahrungen sind besonders belastend, wenn sie früh im Leben stattfinden, etwa im Säuglings- oder Kleinkindalter, da sie tiefgreifende neurobiologische Veränderungen im Gehirn bewirken können (Brisch, 2018, S. 14).

Die Überlebensreaktionen dienen zwar im Moment der traumatischen Erlebnisse dem Überleben, können aber langfristig zu vielen psychischen Herausforderungen führen, die sich auf viele Lebensbereiche auswirken können (vom Hoff, 2023, S. 6-8). Darauf wird im Verlauf dieses Kapitels noch eingegangen.

4.3 Klassifikation von Trauma

In der Literatur und der Fachwelt wird häufig zwischen folgenden zwei Trauma-Typen unterschieden: Trauma Typ I und Trauma Typ II (Schmid et al., S. 260–262; vom Hoff, 2023, S. 5).

Trauma Typ I:

Dieser Traumatyp beschreibt ein einmaliges und überraschendes traumatisches Erlebnis. Zu dieser Art von Traumata zählen menschengemachte Ereignisse wie ein Autounfall oder auch natürliche Ereignisse wie eine Naturkatastrophe. Die meisten Menschen, die solche Erlebnisse haben, können sich nach einigen Wochen oder Monaten davon erholen und leiden keine langfristigen psychiatrischen Folgen (vom Hoff, 2023, S. 5).

Trauma Typ II:

Traumata des zweiten Typs ergeben sich aus andauernden und sich wiederholenden extremen Ereignissen. Auch zu diesem Traumatyp können sowohl natürliche als auch durch menschliches Handeln verursachte Ereignisse beitragen. Als natürliches Ereignis könnten eine Überschwemmung und die damit verbundenen Folgen führen (beispielsweise Tod von engen Bezugspersonen). Durch menschliches Verursachen entstandene Ereignisse können zum Beispiel Krieg oder Häusliche Gewalt sein. Ob und wie diese menschengemachte Extrembelastung verarbeitet werden kann, kann auch von der Beziehung der traumatisierten Person zu Täter:innen abhängen (vom Hoff, S. 5-6). Der Traumatyp II entsteht besonders häufig durch häusliche Gewalt, die sich bereits in der Kindheit abspielt (Brisch, 2018, S. 14).

In dieser Arbeit wird also im Wesentlichen der Trauma-Typ-II behandelt, da wiederholte häusliche und somit interpersonelle Gewalt zu diesem Traumatyp zählt (vgl. vom Hoff, 2023, S. 5).

Entwicklungstraumata

Von Entwicklungstrauma wird gesprochen, wenn die zum Trauma führenden Erfahrungen in den frühen und sensiblen Entwicklungsphasen des Kindes stattfinden. Da die Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist und sich in vollem Gange befindet, kann sich das Ereignis besonders gut auf die weitere Entwicklung und auf die ganze Zukunft eines Kindes auswirken (Garbe, 2018, S. 170).

4.4 Traumafolgen

In diesem Abschnitt wird darauf eingegangen, wie sich Traumata auf Betroffene auswirken können, insbesondere im Hinblick auf die Bedeutung für die intergenerationale Weitergabe von Gewaltmechanismen. Dabei wird sich auf die Beschreibung verschiedener Traumafolgen beschränkt.

Traumaerfahrungen können zu einer Vielzahl an psychischen Störungsbildern wie beispielsweise der (komplexen) posttraumatischen Belastungsstörung (PTSD) führen. Jedoch erscheinen die Symptome für komplexe Traumatisierungen wie sie im Falle von Trauma-Typ-II häufig auftreten nicht genügend differenziert. Nun wurde in der neuesten Version des ICD die komplexe PTBS aufgeführt (Staub & Seidl, 2024, S. 6-9).

Fachpersonen diskutieren, dass diese Diagnose die Symptome und Verläufe von Kindern und Jugendlichen nicht adäquat abbildet (Jegodtka & Luitjens, 2016, S. 59). Deshalb wurde von Van der Kolk (1999) eine neue Bezeichnung vorgeschlagen, die die Verläufe und Bilder bei traumatisierten Kindern besser aufgreifen und aufzeigen sollte: die Entwicklungstraumastörung (nach Bogyi, 2011, S. 36).

Intrusionen

Unkontrollierbares Wiedererleben traumatischer Ereignisse, die starke Angstgefühle auslösen können. Intrusionen können durch Reize ausgelöst werden, sogenannte Trigger (vom Hoff, 2023, S. 10). Beispiele: Erinnerungen vom Ereignis, Alpträume davon, wiederholende Reinszenierung in Spielform bei Kindern (Jegodtka & Luitjens, 2016, S. 54; vom Hoff, 2023, S.10)

Hyperarousal / Überregung

Betroffene sind übermäßig wachsam hinsichtlich potenzieller Gefahren. Beispiele dafür können Schlafstörungen, Alpträume, Konzentrationsstörungen, erhöhte Reizbarkeit oder Schreckhaftigkeit sein (vom Hoff, 2023, S. 11). Bei Kindern zeigt sich die Wachsamkeit auch in Form von Hyperaktivität, da sich diese aufgrund ihrer gemachten Erfahrungen nur durch stetige Kontrolle aller Geräusche und anderer Sinneswahrnehmungen sicher fühlen können. Häufig haben sie auch Angst vor dem Einschlafen aufgrund der Alpträume und des Kontrollverlusts während des Schlafs (S. 11-12).

Konstriktionen / Vermeidungsverhalten

Typischerweise versuchen Trauma-Betroffene Situationen oder auch Personen zu meiden, die an das oder die belastenden Ereignisse erinnern und dadurch schmerzhaft Erinnerungen

oder emotionale Reaktionen auslösen könnten. Es handelt sich dabei um eine bewusste Bewältigungsstrategie. Kinder versuchen unangenehme Gefühle zu verhindern, indem sie beispielsweise Pausen meiden und ständig aktiv sind (vom Hoff, 2023, S. 11).

Emotionale Taubheit

Wie der Begriff bereits andeutet, handelt es sich bei diesem Symptom um eine Art inneren Rückzug. Beispielsweise Gleichgültigkeit oder verminderte Interessensbereiche und Verlust von Freude weisen darauf hin. Die emotionale und kognitive Reaktionsfähigkeit von Kindern wie auch ihr Spielverhalten sind häufig vermindert (vom Hoff, 2023, S. 12).

Dissoziation

Als Dissoziation wird der Vorgang bezeichnet, bei dem das Individuum sich vom Körper, seinen Gefühlen und seiner Wahrnehmung entfernt. Es kommt zu einer Form der Selbstentfremdung, die sich einschränkend auf das Leben der betroffenen Person auswirken kann. Je nach Situation erleben sie sich selbst als unterschiedliche Personen. Trigger können Verhaltensweisen auslösen, die sich in ihrer Reife sehr unterscheiden; sie können sich in der einen Situation wie ein Kleinkind verhalten und bei einem anderen Trigger wie erwachsene Personen (Streeck-Fischer, 2006, S. 103-104).

Weitere Auswirkungen

Trauma kann nebst den oben genannten Folgen auch zu verschiedenen Persönlichkeitsstörungen, Abhängigkeiten unterschiedlicher Substanzen, Depressionen und psychosomatischen Krankheiten führen. Letzteres bedeutet, dass für körperliche Beschwerden keine oder nur ungenügende Hinweise auf organische Ursachen gefunden werden, sondern ihnen psychische Faktoren zugrunde liegen (Hintermeier, 2021, S. 17-20).

Die Bedeutung des Kohärenzgefühls

Der Begriff der Kohärenz nimmt in Konzepten der Gesundheitsforschung eine bedeutende Rolle ein. Aaron Antonovsky beschreibt es als ein Zusammenhangsgefühl und ein Vertrauensgefühl einer Person in sich selbst, ihre Kompetenzen und die mögliche Bewältigung von Herausforderungen (1997, nach Jegodtka & Luitjens, 2016, S. 44).

Traumatische Erfahrungen erschüttern das Kohärenzerleben enorm, denn diese wirken überfordernd und sind nicht logisch oder nachvollziehbar. Erfolgt die Traumatisierung durch interpersonelle Gewalt, kommt es zu einer Entwürdigung des Menschen, was dem Verständnis von sich selbst als einem wertvollen Wesen widerspricht. Einen Einfluss auf das Kohärenzverständnis haben auch die kontextlos erinnerten Inhalte der traumatisierenden

Situation, dies erschwert das Bilden von Zusammenhängen (Jegodtka & Luitjens, 2016, S. 46). Es ist wichtig darauf zu achten, in welchem Alter Traumatisierung stattfindet. Denn Personen die im Erwachsenenalter Traumatisierung erleben erleiden eine Veränderung des bereits entwickelten Kohärenzerlebens, während Traumatisierungen im Kindesalter die Entwicklung von Kohärenz überhaupt hindern oder sehr stark beeinflussen können (S. 45-46).

Kinderspezifische Folgen

Grundsätzlich können die oben genannten möglichen Auswirkungen auch bei Kindern auftreten, sie zeigen sich aber sehr wahrscheinlich anders. Des Weiteren gilt es spezifische Auswirkungen von Traumata aufzugreifen, die vor allem bei Kindern und Jugendlichen auftreten.

Kinder befinden sich in einem Entwicklungsprozess und sind dabei ihre Basis für das ganze weitere Leben aufzubauen (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 33–38). Sie verfügen aufgrund ihrer begrenzten Lebenserfahrung und des Entwicklungszustandes noch nicht über die gleichen Schutzmöglichkeiten wie Erwachsene, um komplexe und lähmende Ereignisse zu verarbeiten (Kökeritz, 2016, nach Seidl & Staub, 2024, S. 5). Diese Umstände machen Kinder zu einer besonders vulnerablen Gruppe, die auch in der Sozialen Arbeit dringend besondere Aufmerksamkeit erfordert. Insbesondere im Hinblick auf die potenziell weitreichenden Auswirkungen von Traumata auf ihre gesamte Lebensspanne ist eine fundierte Auseinandersetzung mit dieser Altersgruppe wichtig.

Entwicklungsverzögerungen

Komplexe Traumata in der Kindheit haben tiefgreifende Auswirkungen auf die Hirnstruktur und die gesamte Entwicklung des Kindes. Da die Kindheit eine kritische Phase für die Entwicklung grundlegender Fähigkeiten und Kompetenzen ist, kann ein erheblicher Teil der kindlichen Energie und Aufmerksamkeit auf die Bewältigung des Traumas und die Sicherung des Überlebens fokussiert sein. Dies erschwert die altersgerechte Bewältigung von entsprechenden Entwicklungsaufgaben, so dass es zu Entwicklungsverzögerungen in verschiedenen Bereichen kommen kann (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 33–38).

Kinder spüren die Folgen erlebter Häuslicher Gewalt und Traumatisierungen häufig körperlich und können bildlich beschreiben oder aufzeichnen, was in ihnen vorgeht (vgl. Strasser, 2013, S. 48-52). Die Auswirkungen äussern sich in affektiven Störungen, Persönlichkeitsstörungen, Schlafstörungen, Selbstschädigung, Lernstörungen, Suchterkrankungen, körperliche Erkrankungen und bei nicht verarbeiteten Kindheitstraumata sogar in einer geringeren

Lebenserwartung (Huber, 2011, S. 20-21; Steele et al., 2018, S. 110; Ruppert, 2018, S. 141). Auch können frühe Traumaerfahrungen zu extremen Abhängigkeiten zu anderen Personen und frühen Ehen oder Beziehungen führen, aufgrund vom Wunsch nach einer heilen Familie und dem Zurücklassen dieser Erfahrungen im Elternhaus (Ruppert, 2018, S. 141).

Verschiedene Studien, unter anderem die häufig zitierte Studie "Adverse childhood experiences" (ACE) kommen zum Schluss, dass, je mehr Belastungen in der Kindheit erlebt wurden, desto grösser sei die Wahrscheinlichkeit, an psychischen oder physischen Krankheiten zu erkranken. Auch ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass zu einer einzelnen Kindheitsbelastung weitere Kindheitsbelastungen bestehen (Felitti et al., 1998, S. 248).

Bindungsproblematik

Eine weitere elementare Auswirkung von Traumatisierungen des Trauma-Typ-II sind für die Betroffenen Herausforderungen in Beziehungen (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 39). Wenn enge Bezugspersonen für Traumatisierungen verantwortlich sind, können sich Bindungsstörungen entwickeln, die sich auf das soziale Verhalten und die soziale Teilhabe auswirken (Brisch, 2006, S. 383). Judith Herman beschreibt als Auswirkung traumatischer Erfahrungen den Verlust des Urvertrauens, welches sich aus den Bindungen zu Bezugspersonen und allgemein Beziehungen mit der sozialen Umwelt ergibt (2018, S. 66). Das Trauma durch interpersonelle Gewalt enger Bezugspersonen, die schützen sollten, kann vom Kind nicht sinnvoll eingeordnet werden, und die Welt und die Menschen werden nicht mehr als friedlich angesehen. Es entsteht ein negatives Welt- und Selbstverständnis (S. 66-67).

4.5 Trauma und Häusliche Gewalt:

Häusliche Gewalt ist charakterisiert durch verschiedene Merkmale, die laut Manuela Huber zu besonders schweren Traumareaktionen oder Verläufen psychischer Störungsbilder führen können. Insbesondere wiederholte oder langanhaltende traumatische Ereignisse tragen zur Entwicklung von Folgestörungen bei. Besonders belastend sind jene traumatischen Erfahrungen, die von den eigenen Eltern oder sonstigen engen Bezugspersonen ausgehen. Huber begründet dies damit, dass die Eltern/ Bezugspersonen einerseits als Geschlechtsvorbild für die Kinder fungieren und andererseits für die Kinder und ihr Wohlergehen verantwortlich sind. Wenn nun die Gewalt und damit das traumatische Ereignis von den eigentlichen Schutzpersonen ausgeht, verschärft sich das Trauma erheblich und wird für die Kinder umso schwieriger zu ertragen (Huber, 2003, S. 75-77). Diese Gewalt und die massive und existenzielle Bedrohung, die von den Personen ausgehen, die Schutz und

Beruhigung bieten sollen werden auch Bindungstraumatisierungen genannt. Dabei wirken sich sowohl die körperliche Gewalt, emotionale Ablehnung oder Verletzung als auch Vernachlässigung gravierend auf das Erleben und die Entwicklung des Kindes aus (Brisch, 2018, S. 14-15).

Zwischenmenschliche Gewalt stellt generell bereits einen erheblichen Risikofaktor für schwerwiegende Traumafolgen dar, da das Vertrauen in die Verlässlichkeit menschlicher Beziehungen nachhaltig beschädigt wird (Huber, 2003, S. 75–77; Scherwath & Friedrich, 2016, S. 51). Besonders belastend ist es, wenn das traumatische Ereignis für das Opfer aus verschiedenen Gründen schwer verständlich ist oder die betroffene Person noch eine ungefestigte Persönlichkeit hat. Auch bestehende Vorbelastungen wie Persönlichkeitsstörungen können die Verarbeitung des Traumas zusätzlich erschweren. Eine fehlende Unterstützung nach der Tat, wenn niemand dem Opfer beisteht oder es sich niemandem anvertrauen kann, verstärkt die Belastung erheblich (Huber, 2003, S. 75–78). Ein weiteres Merkmal bei Opfern häuslicher Gewalt, insbesondere bei direkt oder indirekt betroffenen Kindern, ist das Gefühl der (Mit-)Schuld für das Ereignis. Dieses Gefühl stellt einen erheblich erschwerenden Faktor bei der Verarbeitung des Traumas dar (Huber, 2003, S. 75–82; Strasser, 2013, S. 52–54).

4.6 Resilienz

Trauma, Gewalterfahrungen und ihre möglichen Auswirkungen wurden vorausgehend umfassend beleuchtet. Dennoch ist wichtig zu betonen, dass nicht alle Kinder und Jugendlichen nach besonders schwierigen oder belastenden Ereignissen mit Traumapotenzial langfristig unter chronischen Verläufen wie Traumafolgestörungen oder sonstigen Beeinträchtigungen leiden (Korritko, 2020, S. 100; Henschel, 2018, S. 69). Wie Menschen belastende Situationen und Erfahrungen bewältigen können, hängt von verschiedenen Faktoren ab, die in Wechselwirkung stehen. Dabei spielen sowohl situative Umstände des Traumas als auch individuelle Risikofaktoren wie persönliche Vulnerabilität sowie psychosoziale und lebensgeschichtliche Erfahrungen eine entscheidende Rolle. Schutzfaktoren können dabei helfen, die Auswirkungen eines Traumas abzumildern, während Risikofaktoren diese verstärken können (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 53 – 55; Korritko, 2016, S. 50 – 51).

Resilienz lässt sich als Widerstandskraft verstehen, die es ermöglicht, auch extreme Stresssituationen erfolgreich zu bewältigen. Sie beruht auf dem Zusammenspiel verschiedener Schutzfaktoren und ist ein dynamisches Konzept, das sich je nach Lebenslage

und Kontext verändern kann (Henschel, 2018, S. 69 – 70). Im Folgenden wird genauer auf diese Faktoren eingegangen:

Individuelle Faktoren: Es gibt bestimmte persönliche Kompetenzen, die sich als entscheidend in der Bewältigung von stressreichen Situationen offenbart haben. Dazu gehören ausgeprägte zwischenmenschliche Fähigkeiten, eine positive Selbsteinstellung und die Nutzung vorhandener Ressourcen und Talente (Werner & Smith, 2001, nach Aichinger, 2011, S. 29).

Soziale Faktoren: Die soziale Unterstützung gilt als ein äusserst relevanter protektiver Faktor für eine möglichst unbelastete Zukunft und Verarbeitung von Traumata (Korittko, 2016, S. 51; Huber, 2003, S. 82; Scherwath & Friedrich, 2016, S. 63). Dabei wird häufig zwischen familiären Schutzfaktoren und ausserfamiliären unterschieden. Resilienzfördernd ist eine sichere Bindung zu mindestens einer Bezugsperson, die angemessen, empathisch und anregend auf das Kind eingeht. Aichinger (2011, S. 29) fasst aus verschiedenen Quellen zusammen, dass Kinder mit solchen Bindungserfahrungen deutliche Vorteile in der Entwicklung gewisser persönlicher Kompetenzen haben. Unter anderem zählt dazu die oben erwähnte Sozialkompetenz oder die Emotionsregulation (ebd.). Sichere Bindungen sind demnach äusserst relevant und werden im Kapitel zur intergenerationalen Weitergabe genauer vorgestellt. Im ausserfamiliären Kontext können andere erwachsene Personen wie Lehrpersonen oder Peer-Gruppen die Widerstandskraft eines Menschen in belasteten Situationen stärken. Dies sowohl durch aktive Unterstützung in ihrer Situation als auch durch positive Beziehungserfahrungen (S. 30).

4.7 Fazit

In diesem Kapitel wird deutlich: Häusliche Gewalt hängt ist häufig Auslöser für eine Traumatisierung. Kinder, die sich noch in der Entwicklung befinden, sind besonders vulnerabel für Trauma und Gewalt. Sie sind erwachsenen Personen in vielerlei Hinsicht ausgeliefert und auf sie angewiesen, das verstärkt das Schutz- und Unterstützungsbedürfnis von Kindern. Das soziale Umfeld und weitere persönliche Ressourcen und Fähigkeiten sind ein wichtiger Beitrag zur Widerstandskraft eine bedeutende Rolle ein. Es gilt also, diese in der Arbeit mit den Kindern und ihrem Umfeld zu stärken. Die verschiedenen Auswirkungen von Trauma in der Kindheit betrachtend wird ersichtlich, dass das Erleben von solch belastenden und bedrohlichen Ereignissen wie interpersoneller Gewalt wiederum zu gewaltvollen oder unterdrückenden Verhaltensweisen führen können. Wie sich diese Erfahrungen auch auf die weiteren Generationen auswirken können, wird im folgenden Kapitel anhand der Bindungstheorie unter Einbezug von Trauma als leitender Ansatz erläutert.

5 Intergenerationale Weitergabe von Gewaltmechanismen

Die Übertragung von Gewaltmechanismen von Generation zu Generation – auch intergenerationale Weitergabe oder Transmission genannt – ist ein zentrales Thema in der Forschung von (häuslicher Gewalt). Diese Übertragung betrifft sowohl die innerfamiliäre Weitergabe von gewalttätigen Verhaltensmustern als auch Auswirkungen auf soziales Verhalten und auch ausserhalb der Familie. Verschiedene Studien zeigen, dass eigene Erfahrungen von Gewalt in der Kindheit mit einer späteren Weitergabe gewalttätigen Verhaltens an die eigenen Kinder verbunden sind (vgl. Felitti et al., 1998; vgl. Ahmling et al., 2023, S. 436). Während ihrer beruflichen Tätigkeit in Frauenhäusern konnten die Autorinnen solches Verhalten bei manchen Klient:innen selbst beobachten.

Zur Erklärung dieser Übertragungsprozesse greifen Forscher:innen auf unterschiedliche theoretische Ansätze zurück. Es gibt nicht eine einzelne Ursache oder Theorie, die diese Weitergabe von Gewaltmechanismen über Generationen hinweg vollständig erklären kann (vgl. Schulz et al., 2011, S. 119). Vielmehr wird dieser komplexe Prozess durch ein Zusammenspiel mehrerer Faktoren beeinflusst (Gelles, 2002, S. 1063). Um unsere Fragestellung präzise zu beantworten, wird in diesem Kapitel der Fokus auf die häufigsten Erklärungsmodelle und Theorien zur intergenerationalen Transmission von Gewalterfahrungen gelegt. So sollen möglichst viele wechselwirkende Faktoren und Erklärungen zusammengetragen werden, um ein umfassendes Bild der Übertragung von Gewalt zu schaffen, mit der Absicht, Handlungsoptionen für die Praxis abzuleiten.

5.1 Bindungstheorie

Als Begründer der Bindungstheorie gilt der Psychoanalytiker und Psychiater John Bowlby. Seine Arbeiten wurden jedoch auch von Kolleg:innen kontinuierlich weiterentwickelt, wobei insbesondere seine Kollegin Mary Ainsworth mit ihren wegweisenden Beiträgen die Bindungsforschung entscheidend bereichert hat (Brisch, 2022, S. 36 – 39).

Die Bindungstheorie bietet wesentliche Inhalte zur Erklärung der intergenerationalen Übertragung von Gewaltmechanismen (vgl. Brisch, 2022, S. 79-84; Rauwald, 2013). Sie fokussiert sich auf die Zusammenhänge von Entwicklung und den Auswirkungen von Beziehungserfahrungen in der Kindheit (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 32).

In der Forschung wurde der Fokus bisher eher auf die Beziehung zwischen Mutter und Kind gelegt und der Vater ausgelassen (Bowlby, 2016, S. 161). Bowlby erachtet es jedoch als wichtig, dass auch die Vaterbeziehung vermehrt untersucht wird und betont die wichtige Rolle des Vaters als Unterstützer der Mutter. Nimmt der Vater diese Rolle wahr, wirkt sich dies wiederum positiv auf die emotionale Stabilität und Fürsorge der Mutter dem Kind gegenüber aus (S. 13). Da nicht nur die Mutter für die Erziehung des Kindes zuständig ist, schliessen die Autorinnen daraus, dass gegenseitige Unterstützung und ein wohlwollendes Klima einen positiven Effekt auf den Umgang mit dem Kind und in der Folge dessen Wohl des Kindes haben. Grundsätzlich kann die Rolle der primären Bindungsfigur auch durch andere enge Bezugspersonen wie beispielsweise den Grosseltern, einer Tagesmutter, einem Onkel eingenommen werden, wenn diese einen guten Kontakt zum Kind haben (Brisch, 2022, S. 42). Dennoch wird diese Rolle häufig von der Mutter übernommen (Bowlby, 2006, S. 293). Im weiteren Text beziehen sich die Autorinnen daher jeweils auf Bindungspersonen im Allgemeinen und definieren nicht die Mutter als die einzige Bindungsperson.

5.1.1 Grundlagen der Bindungstheorie – Entstehung von Bindung

Menschen sind soziale Wesen, die von Geburt an von anderen abhängig sind. Säuglinge und Kleinkinder brauchen besonders viel und intensive Pflege und können nicht ohne die Unterstützung anderer überleben (Ruppert, 2018, S. 31). Auch für die spätere Lebenszeit ist es wichtig, Teil einer sozialen Gemeinschaft zu sein und damit soziale Beziehungen zu pflegen, dies stellt ein besonderes Bedürfnis des Menschen dar (Kraemer, 2003, S. 96).

Ein Kind kann mehrere Beziehungen und Bindungen gleichzeitig eingehen, jedoch sucht es sich eine Person, welche als wichtigste Bezugsperson gilt und orientiert ihr Bindungsverhalten an dieser (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 73). Die Persönlichkeit eines Kindes wird massgeblich durch diese Beziehung zur primären Bezugsperson des Kindes beeinflusst (Bowlby, 2006, S. 176).

John Bowlby (2006) geht von verschiedenen instinktiven Verhaltenssystemen des Menschen aus, die dem Überleben dienen und in gewissen Situationen aktiviert werden. Eines davon ist das Bindungsverhaltenssystem (S. 249). Als Bindung wird die enge emotionale Beziehung zwischen dem Kind und seiner engsten Bezugsperson bezeichnet, die aus der Interaktion zwischen diesen entsteht (S. 176-177).

Die Bindung zu dieser einen engsten Bezugsperson wird mit jeder Erfahrung gestärkt und die Person wird gegenüber Dritten bevorzugt (Bowlby, 2006, S. 217). Bindung entsteht bei den meisten Menschen während des ersten Lebensjahres (Brisch, 2022, S. 51-52). Die Funktion der Bindung ist nicht vollständig geklärt, jedoch gelten nach Bowlby insbesondere das

Schutzbedürfnis, das Lernen von der engsten Bezugsperson sowie der allgemeine Überlebensinstinkt als naheliegende Erklärungsansätze (Bowlby, 2006, S. 219).

5.1.2 Bindungsverhalten und das Bindungssystem

Das Kind möchte im Bindungsverhalten die Nähe der Bezugsperson sicherstellen und geht folgendermassen vor: Einerseits über das Signalverhalten, beispielsweise durch (bestimmte Arten von) Schreien, Lautäusserung, Lächeln, Klettern oder Rufen. Das Gegenüber reagiert normalerweise auf diese Signale. Andererseits kann sich das Kind ab einem gewissen Punkt in seiner Entwicklung, ab dem es sich selbst fortbewegen kann, auch selbstständig der Bindungsperson nähern. Dies tut es, indem es dieser Person nachkrabbelt oder sich an diese Person anklammert oder saugt (Bowlby, 2006, S. 237-244).

Folgende Bedingungen führen zur Aktivierung des Bindungsverhaltenssystems:

- Zustand des Kindes: Beispielsweise Müdigkeit, Hunger, Schmerzen
- Standort und Verhalten der Bindungsperson: Abwesend sein, sich vom Kind entfernen, Nähe des Kindes abwehren
- Sonstige Umweltbedingungen: Für das Kind bedrohliche Ereignisse (Bowlby, 2006, S. 250-251)

Bei einem stark aktivierten Bindungsverhalten lässt sich der Säugling oder das Kleinkind erst dann durch intensive körperliche Nähe und Kontakt zur Bezugsperson beruhigen, wenn diese die Bedürfnisse des Kindes wahrnehmen und stillen kann. Die Intensität des Bindungsverhaltens kann variieren, abhängig von der jeweiligen Situation. Grosser Schrecken und die Angst vor Abwendung der Bezugsperson verstärkt das Bindungsverhalten. Im Gegensatz dazu kann sich das Kind auch auf anderes konzentrieren, wenn es sich der Nähe und Zuwendung der Bezugsperson sicher ist (Bowlby, 2006, S. 251-252).

Explorationsverhalten

Die Erkundung der Welt in Bezug auf sich selbst, ist wichtig für die Entwicklung von Säuglingen und Kindern, denn dadurch erleben sie sich als handlungsfähig. Für ein freies Explorieren wird jedoch die Sicherheit der Unterstützung und Nähe der Bezugsperson vorausgesetzt. Das Bindungsverhalten und das Explorationsverhalten hängen dementsprechend eng zusammen (Brisch, 2022, S. 46-47).

5.1.3 Bindungsmuster

Mary Ainsworth hat Untersuchungen zur Bindungsentwicklung von Säuglingen und Kleinkindern an die Mutter durchgeführt, aus denen sie insgesamt drei verschiedene Bindungsstile der Kinder definiert hat (1969, nach Ruppert, 2018, S. 41).

Die Studie der "fremden Situation" beinhaltet das Beobachten und Untersuchen des Verhaltens von Säuglingen und Kleinkindern während Trennungs- und Wiedervereinigungssituationen, während sich eine weitere fremde Person im Raum befindet. Dabei wurde spezifisch das Explorationsverhalten und die Nutzung der Mutter als sichere Basis untersucht (Ainsworth & Wittig, 2003, S. 112). Nachfolgend werden die aus den Studien herausgearbeiteten Bindungstypen vorgestellt.

Sicherer Bindungstyp

Dass ein Kind sicher gebunden ist, zeigt sich daran, dass es in Stresssituationen aktiv die Nähe der Bindungspersonen sucht. Die Eltern / Bindungsfiguren werden als zugänglich und empathisch wahrgenommen. Diese Kinder können ihre Emotionen offen zeigen, da die Bezugspersonen in der Vergangenheit auch auf negative Gefühlsäußerungen feinfühlig reagiert haben. Sie vertrauen auf die Unterstützung der Eltern und trauen sich auch ausserhalb belastender Situationen ihre Umwelt zu erkunden (Ainsworth et al., 1978; Ainsworth, 1985, nach Brisch, 2022, S. 60; Julius, 2009, S. 14).

Unsicher-vermeidender Bindungstyp

Kinder mit einem unsicher-vermeidenden Bindungsverhalten nehmen ihre Bindungspersonen als zurückweisend wahr. Um sich zu schützen, vermeiden sie es, in belasteten Momenten Nähe oder Trost zu suchen oder ihnen gegenüber negative Gefühle zu zeigen, da sie keine Unterstützung von ihnen erwarten. Stattdessen wenden sie sich verstärkt der Erkundung ihrer Umgebung zu, möglicherweise als Ablenkung von der belastenden Situation. Häufig haben diese Kinder Schwierigkeiten, ihre eigenen Gefühle zu erkennen und zu verstehen (Ainsworth et al., 1978; Ainsworth, 1985, nach Brisch, 2022, S. 61; Julius, 2009, S. 14).

Unsicher-ambivalenter Bindungstyp

In der "Fremden Situation" wurde ein enormes Stresslevel bei diesen Kindern erkannt, das auch nach der Rückkehr der Mutter nicht nachhaltig reduziert wurde. Obwohl die Kinder den Wunsch nach Nähe vermittelten, wehrten sie sich gleichzeitig mit aggressivem Verhalten dagegen (Ainsworth et al., 1978; Ainsworth, 1985, nach Brisch, 2022, S. 61). Kinder mit einer unsicher-ambivalenten Bindung erleben ihre Bezugspersonen als unzuverlässig und suchen deshalb ständig und intensiv deren Nähe, oft mit übertrieben anhänglichem Verhalten. Daraus

ergibt sich eine Einschränkung des Explorationsverhaltens. Gleichzeitig zeigen sie Frustration und Ärger, da ihre Bedürfnisse nicht verlässlich erfüllt werden (Julius, 2009, S. 14 – 15).

Für Kinder, deren Bindungsverhalten keiner der obgenannten Bindungsmuster entsprach, konnten Main & Solomon (1986) die Merkmale folgenden Verhaltens feststellen und die Bindungstypen um eine vierte Klassifikation ergänzen (nach Brisch, 2022, S. 61).

Desorganisierter Bindungstyp

Diese Kinder zeigen in der Untersuchung ein nicht eindeutiges Verhalten, Zustände des Einfrierens in der Bewegung und wiederholendes Verhalten (Brisch, 2022, S. 61-62). Kinder mit einem desorganisierten Bindungsmuster erleben ihre Bezugspersonen als unzuverlässig und zugleich bedrohlich. Sie sind häufig Vernachlässigung, Zurückweisung oder Misshandlung ausgesetzt, wodurch ihr Bindungssystem chronisch aktiviert wird, ohne dass ihre Bedürfnisse nach Sicherheit und Nähe erfüllt werden. Da ihre Bezugspersonen oft selbst die Quelle der Angst sind, entwickeln sie Abwehrmechanismen, um die belastenden Erfahrungen aus dem Bewusstsein zu verdrängen (Julius, 2009, S. 15). Die beschriebenen Muster spiegeln Verhaltensweisen wieder, die auf inneren Arbeitsmodellen beruhen. Diese Modelle geben Aufschluss über die Qualität der Bindung zu den Bindungspersonen und ermöglichen eine Vorhersage zukünftigen Verhaltens. Es kann für jede Bezugsperson ein individuelles Arbeitsmodell verinnerlicht werden, die Bindungsmuster können sich also unterscheiden. Die Stabilität dieser Modelle nimmt im Entwicklungsprozess stetig zu (Brisch, 2022, S. 45 & 80).

Für unsere wissenschaftliche Arbeit ist besonders der desorganisierte Bindungstyp relevant. Denn eine Vielzahl an Studien bestätigen Zusammenhänge von einem desorganisierten Bindungstyp, negativen Kindheitserfahrungen, Traumatisierungen, psychiatrischen Diagnosen und sonstigen Auffälligkeiten – darunter auch aggressives Verhalten (Brisch, 2022, S. 62-64). Ebenfalls können unverarbeitete Traumaerfahrungen der Eltern oder sonstiger primärer Bezugspersonen zur Entwicklung eines solchen Bindungsmusters und den daraus resultierenden Auswirkungen beitragen (Main & Hesse, 1990, nach Brisch, 2022, S. 61).

Nachdem die verschiedenen Bindungstypen sowie die dazugehörigen Verhaltensmuster vorgestellt wurden, wird nachfolgend darauf eingegangen, wie Bindungsmuster beeinflusst werden (können), um die entscheidenden Faktoren der intergenerationalen Weitergabe zu identifizieren und daraus Ansatzpunkte für Interventionen in der Praxis der Sozialen Arbeit zu formulieren.

5.1.4 Das Konzept der Feinfühligkeit

Das Konzept der Feinfühligkeit entstand ebenfalls aus obgenannten und einer weiteren Studie von Ainsworth (1967; Ainsworth et al., 1978, nach Brisch, 2022, S. 52-53). Dabei wurde herausgefunden, dass eine bestimmte Art der Pflege und Zuwendung zum Kind die Entwicklung und Qualität der Bindung beeinflusst. Feinfühligkeit bei der Erziehung des Kindes geht mit einer sicheren Bindung einher, während dieses Fürsorgeverhalten bei unsicheren und desorganisierten Bindungsmustern nicht beobachtet werden kann (Brisch, 2022, S. 51-53). Demnach lassen letztere Bindungsmuster auf fehlende Feinfühligkeit schliessen.

Feinfühliges Verhalten lässt sich folgendermassen erkennen (Ainsworth, 2003, nach Brisch, 2022, S. 53):

1. Die Signale des Kindes werden wahrgenommen.
2. Zeichen des Säuglings müssen empathisch gedeutet werden.
3. Feinfühliges Verhalten erfordert eine adäquate Reaktion der Bezugsperson auf die Signale des Kindes.
4. Die Reaktion auf kindliches Bindungsverhalten sollte in einem dem Entwicklungsstand des Kindes angepassten Zeitraum erfolgen.

Das feinfühlige Verhalten und Erkennen von Signalen des Kindes kann durch den emotionalen Zustand der betreuenden Bezugspersonen eingeschränkt werden. Ausserdem können Signale falsch interpretiert werden, weil eigene Bedürfnisse auf das Kind übertragen werden (Brisch, 2022, S. 53).

Normalerweise fällt den Bezugspersonen die Signaldeutung nach einiger Zeit ziemlich leicht. Dennoch stellt die Erziehung und Entwicklungsförderung von Babies und Kleinkindern für viele Eltern und Bezugspersonen eine grosse Herausforderung dar. Hinzu kommt, dass jedes Kind unterschiedliche Bedürfnisse und Temperamente hat, die individuell ausgedrückt werden können. Dementsprechend sind die Signale bei jedem Kind wieder neu zu deuten. Bis heute unterdrücken viele Eltern häufig ihre Feinfühligkeit in der Überzeugung, dass sich durch das Ignorieren von Bedürfnissen des Kindes die Frustrationstoleranz des Kindes positiv trainieren lässt. Dagegen wird von Forscher:innen die Meinung vertreten, dass es wichtig ist, die Zeitspannen zwischen dem Signal des Kindes und der Reaktion der betreuenden Person langsam und dem Alter entsprechend anzupassen. Niemals sollten Säuglinge und Kinder mit ihren Gefühlen und Bedürfnissen vollkommen ignoriert werden, denn das kann die Selbstregulation massiv hemmen (Brisch, 2022, S. 53-55).

Wenn das Kind feinfühliges Sorgeverhalten erfährt, zeigt es mehr und freieres Explorationsverhalten der Umwelt, kann sich Hilfe mit der Emotionsregulation bei der Bezugsperson holen, diese annehmen und mit Grenzen umgehen (Brisch, 2022, S.55). Zur Förderung eines stabilen Beziehungsstils sollten Bindungspersonen die Interaktion mit Sprache verbinden und beobachtete Gefühle des Kindes benennen. Auf das Kind sollte demnach nicht nur reagiert, sondern es sollten auch Gefühle empathisch wahrgenommen werden (S. 69-70).

Jedoch ist es wichtig anzumerken, dass nicht nur die Feinfühligkeit der Bezugsperson die Bindungsmuster beeinflusst, sondern auch genetische Faktoren und das kindliche Temperament die Interaktion zwischen dem Kind und der Bindungsperson beeinflussen können. Auch Bindungspersonen mit sonst feinfühligem Verhalten können durch die stetige Unruhe eines Kindes auf die Probe gestellt werden. Es gibt deutliche Hinweise für einen wechselseitigen Einfluss von Genen und der Umwelt (Brisch, 2022, S. 64-66).

5.2 Bindung, Trauma und Häusliche Gewalt

Nun möchten die Autorinnen darauf eingehen und ausführen, wie die Bindung zur Weitergabe Häuslicher Gewalt beiträgt. Dabei spielen auch die durch Häusliche Gewalt ausgelösten Traumata eine Rolle.

Es wurde aufgezeigt, dass das Verhalten der Bindungspersonen einen massgeblichen Einfluss auf die Bindung der eigenen Kinder und deren Verhaltensweisen im Umgang mit Emotionen und der Umwelt haben. Menschen mit desorganisierten und unsicheren Bindungsstilen erfahren ungenügend innere Sicherheit, um die Welt als friedlichen und sicheren Ort zu erfassen. Sie haben eher Schwierigkeiten, angemessen mit Belastungen und Stress umzugehen und leiden häufiger an psychischen Erkrankungen (Brisch, 2022, S. 80-82). Die Fähigkeit des Kindes zur Selbstregulation, welche der eigenen Impulskontrolle, Gefühlsregulation und zum Aufschieben des Befriedigungsbedürfnisses dient, wird durch die Bindungsfiguren beeinflusst. Diese Fähigkeiten sind wichtige Voraussetzungen für gelingende/positive Beziehungen und eine friedliche Teilhabe in der Gesellschaft (Streeck-Fischer, 2006, S. 158-159).

Kinder mit einer Bindungsstörung zeigen häufig aggressives Verhalten, um das Bedürfnis nach Nähe auszudrücken. In der Therapie wird oft festgestellt, dass sie bereits zuhause viel Aggression in unterschiedlichen Formen erfahren. Erste Kontaktversuche von diesen Kindern

werden womöglich bereits so (gewaltvoll) gestaltet, da sie aufgrund ihrer Bindungserfahrungen mit Ablehnung rechnen und ihr problematisches Bindungssystem aktiviert wird. Nun versuchen sie, gewaltvoll an dieser (möglichen) Bindungsbeziehung zu anderen Menschen festzuhalten. Die Integration in soziale Gemeinschaften und das Schliessen von Freundschaften gestaltet sich schwierig, da das gewaltvolle Verhalten von potenziellen Freund:innen abgelehnt wird (Brisch, 2022, S. 126-127).

Die Übertragung von unsicheren und desorganisierten Bindungsmustern geht auch mit der Transmission von Traumata einher, sie bedingen sich gegenseitig. Es wird davon ausgegangen, dass unaufgearbeitete Traumata der Elternteile oder anderer Bezugspersonen die Interaktion zwischen der bereits traumatisierten Bezugsperson und dem Kind ebenfalls stark beeinflusst (Brisch, 2022, S. 66). Die eigenen Erfahrungen können sie zu sehr beschäftigen, als dass sie feinfühlig Signale des Kindes wahrnehmen und reagieren können. Bereits während der Schwangerschaft werden die eigenen Bindungserfahrungen und die Gefühle, die damit verbunden sind, vermehrt aktiviert. Diese Gefühle wie Ängste oder auch Anforderungen, die aus den Erfahrungen der eigenen Kindheit resultieren, können sich nun an die Kinder richten. Auch können bestimmte Zeichen oder Verhaltensweisen des Kindes wie das Weinen oder die Suche nach Nähe der Bezugspersonen deren Erinnerungen an die eigenen traumatischen Erfahrungen wecken. Dadurch werden dysfunktionale Reaktionsmuster aktiviert, wodurch Eltern oder andere Bezugspersonen in der Beschäftigung mit dem Selbst und der eigenen Not nun nicht mehr adäquat auf das Kind eingehen können. So kommt es häufig zu Gewalthandlungen dem Kind gegenüber und möglichen Traumatisierungen des Kindes (Brisch, 2022, S. 330-337).

Traumatische Erfahrungen können widersprüchliche Gefühle hervorrufen, die sowohl für Betroffene selbst als auch für ihr Umfeld schwierig sind. So können beispielsweise bindungstraumatisierte Menschen einerseits Mitgefühl haben für andere Opfer von Gewalt und gleichzeitig selbst viel Wut und den Wunsch nach Gewaltausübung in sich tragen. In ihren Beziehungen ergeben sich schwierige Dynamiken, da sich die Betroffenen einerseits aufgrund ihres Vertrauensverlusts in die Menschen und ihren Schamgefühlen eher isolieren und gleichzeitig das Bedürfnis nach Schutz und Geborgenheit im Sozialen suchen bzw. finden möchten (Herman, 2018, S. 68).

Anhand der Bindungsmuster der primären Bindungsfiguren lassen sich auch die Bindungsstile der Kinder mit einer hohen Wahrscheinlichkeit voraussagen, dies sogar über drei Generationen hinweg. Jedoch sind die Bindungseinflüsse der Mütter massgeblicher als die

der Väter (Brisch, 2022, S. 79). Die Autorinnen können dies einerseits damit erklären, dass in unserer Gesellschaft häufiger Mütter die Betreuung der Kinder übernehmen und somit mehr Interaktion zwischen Vätern und ihren Kindern besteht. Weiter wird davon ausgegangen, dass die Bindungsentwicklung zwischen Mutter und Kind bereits in der Schwangerschaft beginnt. Andererseits haben nach unserer intensiven Auseinandersetzung mit der Literatur zum Thema Bindung der Eindruck erweckt, dass die Untersuchungen zu Beziehungen und Bindungen zwischen dem Kind und der Mutter deutlich überwiegen gegenüber der Forschung zu anderen Beziehungskonstellationen mit dem Kind.

5.3 Fazit

Die Bindungstheorie liefert wichtige Erkenntnisse für die Thematik der Weitergabe von Gewalt und Trauma über die Bindungspersonen. Sie zeigt auf, wie prägend Kindheitserfahrungen oder Traumatisierungen der eigenen Eltern oder anderer engster Bezugspersonen für die nächsten Generationen sein können. Für die Praxis der Sozialen Arbeit zeigt sich somit Handlungsbedarf, spezifisch für frühkindliche Bindungsmuster und mögliche Trauma-Erfahrungen der engsten Bezugspersonen eines Kindes. Ebenso wird deutlich, wie wichtig die Aufarbeitung von Traumata oder problematischen Bindungsverhalten ist, um den Gewaltkreislauf zu durchbrechen.

Zudem spielt die Bindung eine zentrale Rolle in Prozessen des Lernens, da familiäre oder andere enge Bezugspersonen nicht nur emotionale Sicherheit bieten (können), sondern auch Verhaltensweisen, Normen und Werte vorleben. Um die intergenerationale Weitergabe Häuslicher Gewalt umfassend zu verstehen, ist es wichtig auch die Sozialisation als weiteren einflussreichen Faktor auf die Entwicklung eines Kindes zu betrachten.

6 Sozialisation

Wie soeben aufgezeigt, kann das Verständnis von Gewalt sowie die Bereitschaft Gewalt anzuwenden, über das Lernen und über Normen und Werte von Generation zu Generation weitergegeben werden. Der Sozialisationsprozess stellt somit einen zentralen Faktor der intergenerationalen Weitergabe dar. Aus diesem Grund wird in diesem Kapitel noch genauer auf den Prozess der Sozialisation eingegangen.

Unter der Sozialisation wird ein Aneignungsprozess der Werte und Normen einer Gesellschaft verstanden (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.11).

6.1 Aneignungsprozess

In den Anfängen der soziologischen Forschung wurde der Prozess der Sozialisation als reine Aneignung der Umwelt verstanden (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.98).

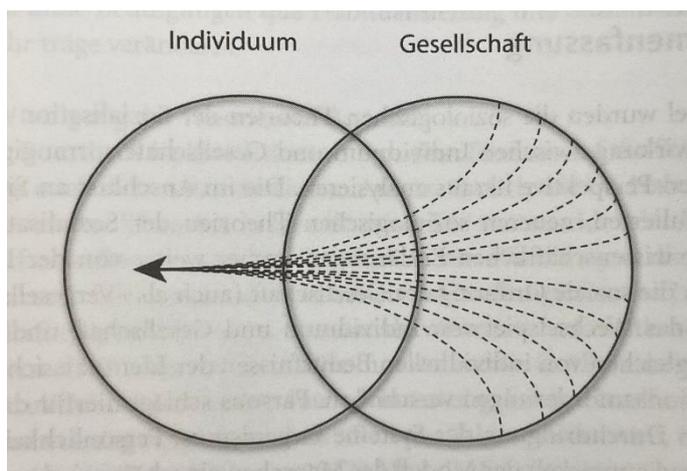


Abbildung 3: Quelle: In Anlehnung an Einführung in die Sozialisationstheorie (S. 56), von U. Bauer & K. Hurrelmann, 2018, Beltz.

Spätere psychologische und neurobiologische Ansätze beschreiben den Prozess der Sozialisation als eine intensive Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt anhand mitgebrachter Anlagefaktoren. Hierbei spielen beispielsweise die von Sigmund Freud beschriebenen Triebe und Bedürfnisse, welche das Individuum mit sich bringt, eine zentrale Rolle (Freud, nach Hurrelmann & Bauer, 2018, S.57-58). Diese Triebe des Neugeborenen beschreibt Freud als wild und ungebunden, wobei er den Eltern die Aufgabe zuteilt, diese zu bändigen und zu zähmen, um das Kind zu einem sozial fähigen Wesen zu erziehen (S.57-58). Die Lerntheorie nach John B. Watson geht noch einen Schritt weiter, indem sie die Ansicht vertritt, dass ein Mensch ohne jegliche Eigenschaften auf die Welt kommt. Er verfügt also nicht über Triebe, die gezähmt werden müssen, sondern jegliche Eigenschaften des Individuums werden durch die Interaktion mit der Umwelt erlernt. Dies wiederum würde bedeuten, dass

der Mensch total berechenbar und steuerbar ist und so für jedes Individuum vorhergesagt werden könnte, wie es auf jeweilige Einwirkungen aus der Umwelt reagieren würde (Waston, 1968, nach Bauer & Hurrelmann, 2018, S.57-58).

Jüngere psychologische und neurobiologische Stimmen, zweifeln diese These an und sprechen dem Individuum eine gewisse Lernfähigkeit zu hinsichtlich Erfahrungen mit der Umwelt. Diese Fähigkeit ermöglicht es dem Individuum flexibel auf die Umwelt zu reagieren, Eigennutz aus Entscheidungen zu ziehen, nicht total berechenbar zu sein und so wiederum auf seine Umwelt einzuwirken (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.57-58).

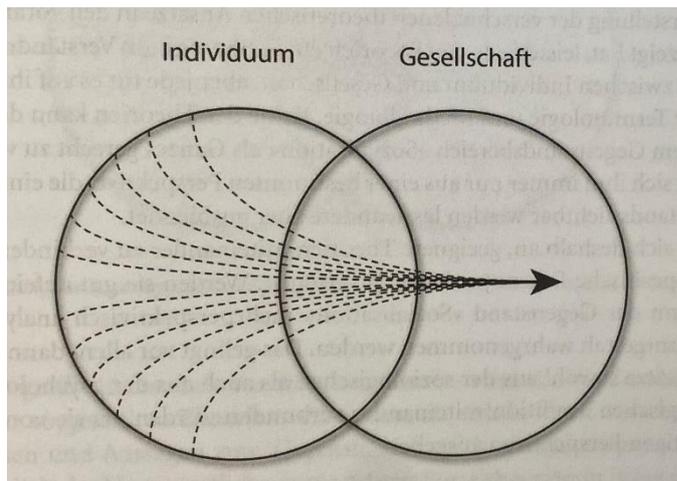


Abbildung 4: Quelle: In Anlehnung an Einführung in die Sozialisationstheorie (S. 89), von U. Bauer & K. Hurrelmann, 2018, Beltz.

Diese teils gegensätzlichen Theorien verdeutlichen, dass die verschiedenen Perspektiven auf die Sozialisation nicht wirklich zu trennen sind (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.98). Heute wird Sozialisation als Wechselwirkung oder als Spannung zwischen der eigenen persönlichen Entwicklung (dem Individuum) und der Umwelt (der Gesellschaft) verstanden (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.15 & 23).

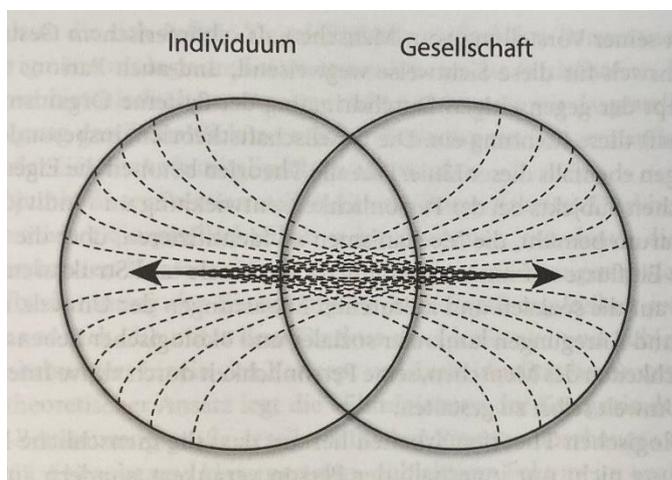


Abbildung 5: Quelle: In Anlehnung an Einführung in die Sozialisationstheorie (S. 91), von U. Bauer & K. Hurrelmann, 2018, Beltz.

Der Sozialisationsprozess wurde im Verlauf der Zeit aus unterschiedlichen Perspektiven

angegangen, was schliesslich zu einem ganzheitlichen Verständnis geführt hat. Die einzelnen Faktoren der Wechselwirkung zu erkennen und zu verstehen, dient als Grundlage für das weitere Verständnis des Einflusses der Sozialisation auf die intergenerationale Weitergabe von Gewaltverhalten. So wird im nächsten Teil (6.1.1) am Beispiel der Familie genauer untersucht, wie die sogenannte "Umwelt" ein Individuum von Geburt an beeinflusst. Im zweiten Teil (6.1.2) wird anhand der geschlechterspezifischen Sozialisation aufgezeigt, wie das Individuum seine Umwelt beeinflusst.

6.1.1 Sozialisationsinstanz: Familie

Für ein Kind ist die Familie der erste und wichtigste Orientierungspunkt, da sie dazu dient, seine Bedürfnisse zu erkennen und zu stillen (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.145). Die Familie bietet zudem eine Bandbreite an ersten Erfahrungen (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.151), indem sie den Kindern mehr oder weniger bewusst einst selbst übernommene gesellschaftliche Normen weitervermittelt (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.145). Dieses Verhalten schafft eine Verbundenheit zwischen den Eltern und den Kindern. So entstehen über Generationen hinweg Beziehungen, welche die Mitglieder einer Familie dazu bringt, aufeinander Rücksicht zu nehmen und für einander ein zu stehen (Bauer & Hurrelmann, 2018, S.151). Diese entstandene Loyalität kann an Verpflichtungen geknüpft werden, werden diese nicht erfüllt, können bei den Einzelnen Schuldgefühle hervorgerufen werden (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1973, S.67).

Normen

Popitz umschreibt "Normen" als bereits entdeckte vorgeformte und fixierte Handlungsabläufe in bestimmten sozialen Situationen. So wird bereits beim Neugeborenen grosser Wert daraufgelegt, es nach familiär geltenden Normen und Traditionen zu sozialisieren. Dadurch können diese Normen kontinuierlich weiter bestehen (Popitz, 2006, S.102) und bei Individuen der Gesellschaft den Eindruck erwecken, schon immer dagewesen zu sein (S.61). Diese Sicherheit der Verlässlichkeit befähigt das Individuum dazu, sich am Verhalten anderer zu orientieren, da sie durch ihre Beständigkeit vertretbar scheint (S.76).

So verhält es sich beispielsweise auch mit der Bereitschaft zu Gewalt. Denn durch das wiederholte Miterleben von Gewalttaten können diese als selbstverständliche Handlungs- oder Lösungsmöglichkeiten wahrgenommen werden. Werden diese von Kindern entsprechend in ihr Verhaltensrepertoire integriert, kann es dazu führen, dass auch sie diese Strategie später an eigene Kinder weitergeben (Lamnek et al., 2012, S. 139-140).

Vorbilder

Der Psychologe Albert Bandura verdeutlicht den Vorgang des sozialen Lernens von Vorbildern anhand seiner Theorie "Lernen am Modell". Dabei kann ein Individuum durch Beobachtungen und Erfahrungen im sozialen Lernsystem Verhaltensmuster von Vorbildern bewusst oder unbewusst übernehmen (Bandura, 1971, S. 3, DeepL übersetzt).

Für dieses Modelllernen braucht es keine darauffolgenden Konsequenzen wie bei der operanten Konditionierung. Bei der operanten Konditionierung reagiert eine Person (zufällig) auf einen Umstand, woraufhin eine positive oder negative Konsequenz (Verstärkung) folgt. Durch diese Erfahrung (von äusserlich hinzugefügter) positiver oder negativer Verstärkung kann die Person ihre Reaktion auf eine neue Situation entsprechend der erfolgten Konditionierung anpassen (Bandura, 1971, S. 8-9, DeepL übersetzt).

Beim Modelllernen nach Bandura hingegen wird das Verhalten erst einmal erlernt, bevor es angewendet wird. Dies, indem es zuerst bei einer anderen Person beobachtet und anschliessend als Leitfaden für eigenes Verhalten übernommen wird (Bandura, 1971, S. 2, DeepL übersetzt).

Verdeutlicht wurde das Lernen nach Vorbildern ohne operante Konditionierung erstmals in einem Experiment der Psycholog:innen Albert Bandura, Dorothea M. Ross und Sheila A. Ross (1961, nach Artino 2007, DeepL übersetzt). Dafür unterteilten sie 24 Vorschulkinder in drei Gruppen: Die erste Gruppe beobachtete bei Erwachsenen aggressives Verhalten gegenüber einer Puppe, die zweite Gruppe beobachtete Erwachsene ohne aggressives Verhalten gegenüber der Puppe und der dritten Gruppe wurde kein Verhalten vorgezeigt. Wurden daraufhin die Kinder mit der Puppe alleine gelassen, zeigten jene Kinder aus der ersten Gruppe massiv aggressiveres Verhalten als die Kinder der anderen Gruppen, was erstmals den Annahmen der operanten Konditionierung widersprach und aufzeigte, dass Verhalten auch ohne Verstärker nachgeahmt wird (Bandura, Ross & Ross 1961, nach Artino 2007, S. 4-6, DeepL übersetzt).

Bandura postuliert jedoch, dass Konsequenzen (Verstärkung) den Prozess des Modelllernens unterstützen können, jedoch nur eine von drei möglichen Motivationsgründen für Lernen darstellen (Bandura, 1971, S. 2, DeepL übersetzt).

Daneben gibt es die Selbstverstärkung, welche auf der eigenen Selbsteinschätzung beruht und die stellvertretende Verstärkung. Letztere bezieht sich auf einen beobachteten Verstärker, welcher bereits dazu führen kann, dass das eigene Handeln entsprechend den interpretierten Beobachtungen angepasst wird (Bandura, 1971, S. 8-10, DeepL übersetzt). Dafür muss die Person jedoch in der Lage sein, sich Hypothesen für zukünftige Handlungen ausdenken und

abwägen zu können, um diese auf gleiche oder ähnliche Situationen übertragen zu können (S. 3-6, DeepL übersetzt). Und um sie dann entsprechend auszuführen, braucht es eine Impulskontrolle (S.11, DeepL übersetzt). So ist in manchen Situationen der Vorgang der Reaktionsübernahme einfacher als bei anderen. Trotzdem lassen sich jegliche Ausdrucksformen, zu denen eine Person fähig ist, wie beispielsweise die Herzfrequenz, Atmung oder Muskelverspannungen übernehmen (Kimble 1961, nach Bandura, 1971, S.12, DeepL übersetzt). Diese Übernahme kann so weit gehen, dass Veränderungen in den Hirnstrukturen erkennbar werden (John 1967, nach Bandura, 1971, S.12, DeepL übersetzt). Daraus lässt sich erkennen, wie prägend Lernen am Modell ist. Besonders Erfahrungen, die im Kindesalter gesammelt werden, haben oftmals Einfluss auf das Verhalten bis ins Erwachsenenalter (Bandura, 1971, S.3, DeepL übersetzt).

Das bedeutet einerseits, dass eine erwachsene Person ihr Verhalten aufgrund beobachteter, vermuteter oder erlebter Verstärker bestimmt, die in der Kindheit (un-)bewusst erlernt wurden. Dies, indem mithilfe der Vorstellungskraft die Situation symbolisch in einer Hypothese dargestellt wird, diese wiederum eingeschätzt und dann entsprechend angegangen wird (Bandura, 1971, S. 3, DeepL übersetzt). Das zeigt auf, dass es sich nicht mehr nur um eine simple Nachahmung handelt, sondern, dass das neue Verhaltensmuster angeeignet wurde (Artino, 2007, S.9, DeepL übersetzt).

6.1.2 Geschlechterspezifische Sozialisation

In diesem zweiten Abschnitt wird auf die geschlechterspezifische Sozialisierung eingegangen, um aufzuzeigen, wie ein Neugeborenes anhand seiner mitgebrachten biologischen Geschlechtsmerkmale Einfluss auf das Verhalten seiner "Umwelt" hat (Hagemann-White, 1984, S.49-50). Da die Geschlechterzugehörigkeit gesellschaftlich zu einer der wichtigsten und ersten Informationen zählt, die über das Neugeborene Orientierung gibt. Denn je nach Zugehörigkeit werden ihm unterschiedliche Eigenschaften zugeordnet und unterschiedliche Erwartungen zugeteilt, die sich auf das Verhalten des Kindes auswirken (Hagemann-White, 1984, S. 50).

Dabei ist wichtig zu betonen, dass das soziale Verhalten von Menschen nicht auf einen Einflussfaktor minimiert werden kann. So werden in der Forschung beispielsweise auch Hormone oder Gene unter die Lupe genommen, um das Verhalten eines Individuums erklären zu können (Sapolsky, 2017, S.14). Laut der Soziologin Carol Hagemann-White können bisherige Forschungsversuche jedoch nicht aufzeigen, dass die Biologie von Mädchen und Jungen das soziale Handeln tatsächlich beeinflusst (Hagemann-White, 1984, S.42). Vielmehr argumentiert Hagemann-White, dass die erkennbaren Vorlieben der Mädchen und der Jungen auf gesellschaftlich geschaffenen, geschlechterspezifischen Angeboten basieren (Hagemann-White, 1984, S. 12-16). In der Konsequenz wird auch die weitverbreitete Annahme, dass Jungen von Natur aus zu aggressiverem Verhalten neigen, nicht biologisch begründen, sondern sozial bedingt anhand der Geschlechterrollen begründet (Hagemann White, 1984, S.19). Doch was genau sind Geschlechterrollen?

Geschlechterrollen sind situativ abhängig, was bedeutet, dass sie in der alltäglichen Interaktion konstruiert und reproduziert werden (West & Zimmerman, 1987, S.128-129, DeepL übersetzt). Dementsprechend kann in der heutigen Gesellschaft jede Handlung als weibliches oder männliches Verhalten kategorisiert werden (S.186, DeepL übersetzt), ohne Bezug zu den biologischen Voraussetzungen. Bourdieu benennt 1998 dieses Phänomen, dass soziales Handeln (Geschlechterrollen) auf Genitalien (Geschlecht) zurückgeführt wird, als "fälschlichen Eindruck", der darauf abzielt, die Geschlechter hierarchisch voneinander zu trennen (Bourdieu, 2005, S. 42-45). Auch der Pädagoge Reinhold Ortner und die Soziologin Carol Hagemann-White sind sich darüber einig, dass diese hierarchische Trennung nur als "natürlich" trägt (Ortner 1974, nach Hagemann-White 1984, S. 79). Das Problematische daran ist, dass diese Trennung die Dominanz des männlichen Geschlechts legitimiert (Hagemann-White, 1984, S. 79), was sich beispielsweise in der vorherrschenden Rollenzuschreibung zeigt, in welcher der Frau die dem Mann untergeordnete Rolle zugeschrieben wird - während dem Mann die machtvolle und dominante Rolle zugeteilt wird (Dulgosch, 2010, S. 34). Und obwohl

demnach klar ist, dass dieses Phänomen nicht natürlich entstanden ist (Cyba, 2010, S.17-18), wird es in Form des sogenannten Patriarchats bis heute den Geschlechtern auferlegt.

Der Begriff des Patriarchats bezieht sich hierbei auf eine Asymmetrie der Machtverteilung, in welcher Männer hierarchisch dominanter sind und Frauen unterdrückt werden (Naumann, 2022, S. 606-607).

Die Soziologin Hagemann-White erklärt diese Asymmetrie mit der ununterbrochenen Kategorisierung in geschlechterstereotypische Handlungen im Alltag. So fördern nicht nur Bezugspersonen eines Kindes normentsprechendes Verhalten, sondern auch die Medien (Hagemann-White, 1984, S.62) oder die Menschen aus dem Umfeld beispielsweise mittels Lob und Bestätigung (S.60). So wird beispielsweise den Söhnen beigebracht, sich zur Wehr zu setzen, wodurch Prügeleien unter Jungen gesellschaftlich akzeptiert, ja sogar gefördert werden (Dlugosch, 2010, S. 34- 35).

Ein weiteres Beispiel für das bereits frühe Kategorisieren stellen Kinderspielsachen dar. So zielen Mädchenspielsachen wie Puppentische, Spielküchen und Kochutensilien oder Schmuck und Kleidung eher auf Aktivitäten im Haus ab (Hagemann-White, 1984, S.61). Einerseits führt dies dazu, dass Mädchen weniger ausser Reichweite der Erwachsenen spielen und so häufiger ihren normativen Erwartungen ausgesetzt sind (Hagemann-White, 1984, S. 53), andererseits sind dies alles Dinge, die darauf abzielen, etwas hübsch oder richtig zu machen. So sind Mädchen eher auf die Rückmeldung der anderen angewiesen, die bestätigen, dass das Bild schön gemalt und der Spieltisch korrekt gedeckt wurde. Jungenspielsachen hingegen sind beweglich oder lassen sich individuell zusammensetzen. So erlebt das Kind bereits einen Erfolg, indem es das Bauwerk nach seinen Vorstellungen vollendet. Dabei wird das Lob der Aussenstehenden höchstens zur Bewunderung seines Könnens hinzugezogen (S.61 - 62). Auch richten sich die Spielsachen der Jungen eher auf Aktivitäten ausserhalb des Hauses, die sie mit Gleichaltrigen ihren eigenen Vorstellungen entsprechend benutzen und höchstens mal zum Essen und Schlafen zuhause erscheinen (S. 53). In den geschlechterspezifischen Spielsachen erkennt Lott (1981) die Absicht, Mädchen zur Abhängigkeit zu erziehen (Lott 1981, nach Hagemann-White, 1984, S.62).

Die Hierarchie zwischen den Geschlechtern wird also in alltäglichen, kleinsten, vielleicht ursprünglich auch harmlos gemeinten Gesten unbewusst reproduziert. So werden die Geschlechter in ihren zugeteilten Rollenbildern gefangen halten, wie der Soziologe Pierre Bourdieu ergänzt (Bourdieu, 2005, S.90-96).

“Männlichkeit”

Männer haben dadurch in ihrer zugewiesenen Geschlechterrolle ständig den Erwartungsdruck, ihre Männlichkeit unter Beweis stellen zu müssen. Eine der Erwartungen liegt zum Beispiel in der Bereitschaft zur Gewalt und zum Kampf als Ehrensache. Denn zu zärtlich oder zu schwach vor den eigenen Kumpels aufzutreten würde einen “echten Mann” als Waschlappen oder schwul abschreiben, da diese Eigenschaften für die weibliche Rolle vorgesehen sind. So ist die Angst, das eigene Rollenbild nicht überzeugend genug zu repräsentieren ein grosser Antrieb für ein solch als männlich kategorisiertes Ausdrucksverhalten (Bourdieu, 2005, S.90-96). Diese Angst spiegelt sich auch in der Erziehung der eigenen Söhne wider. Väter sanktionieren ihre Söhne, wenn sie mit “Mädchenspielsachen” spielen (Hagemann-White, 1984, S. 52) und auch sonstige “weichere” Umgangsformen werden unterbunden, was wiederum in Zusammenhang stehen könnte, dass sie sich um die “Männlichkeit” ihrer Söhne sorgen oder dieses “weiche” Verhalten als schwul kategorisieren und ablehnen (S.59).

Dies zeigt, dass die Bereitschaft zur Gewalt dem männlichen Geschlecht zugeteilt wird (Bourdieu, 2005, S.90-96) und so von Vätern in der alltäglichen Interaktion ihren Söhnen vorgelebt wird (West & Zimmerman, 1987, S.128-129, DeepL übersetzt). Wodurch das Verhalten, wie in Kapitel 6.1.1. bereits erwähnt, als selbstverständlich aufgenommen und von den Söhnen als Handlungsstrategie übernommen werden kann (Lamnek et al., 2012, S. 139-140). So werden die geschlechterspezifischen Erwartungen an den Mann, Gewalt anzuwenden über Generationen hinweg reproduziert, was dazu führt, dass die Gesellschaft erwartet, dass der Mann in der Rolle des Täters auftritt (Hohendorf, 2023 S. 141-143).

“Weiblichkeit”

Den Mädchen wiederum wird oft zugeschrieben, dass sie ruhiger sind, Aggressionen in anderen Formen ausdrücken, als Jungen und diese auch länger aushalten können. Doch nach einer gewissen Zeit entlädt sich die angestaute Wut. Diese Ausbrüche wirken dann unverhältnismässig auf Dritte, worauf dem weiblichen Geschlecht Hysterie unterstellt wird (Hagemann-White, 1984, S.95).

Das könnte darauf beruhen, dass den Mädchen bei Streitereien schon früh beigebracht wird, sich in das Gegenüber hineinzusetzen, anstatt, wie dies den Jungen beigebracht wird, sich körperlich zur Wehr zu setzen (Dlugosch, 2010, S. 34- 35). Dies führt einerseits dazu, dass sie schon im Vorschulalter fähig sind, Beziehungen aufrechtzuerhalten, indem sie Konflikte mit personengerechten Verhandlungen angehen. Andererseits kann es passieren, dass sie sich als Individuum mit eigenen Bedürfnissen nicht mehr so differenziert wahrnehmen. So bekommt das Mädchen beispielsweise zu hören, dass ein Junge es besonders mag und es

seine Aufmerksamkeit genießen soll, statt sich zu beschweren, wenn er es an den Zöpfen zieht. Oder es hört wiederum, dass sie ihn zu solchen Handlungen gereizt haben könnte. Dadurch wird dem Mädchen vermittelt, die eigenen Bedürfnisse andauernd zu hinterfragen und wenn nötig, an das Gegenüber anzupassen (Hagemann-White, 1984, S.96 - 97). Es entsteht ein Bild der Weiblichkeit, welches das Gegenüber (besonders das männliche Geschlecht) umsorgen möchte und eigene Bedürfnisse dafür auch mal zurücksteckt. Dabei besteht keine definierte Grenze, inwieweit eine Frau andere Wünsche hinnehmen muss und der Mann die Befriedigung seiner Wünsche verlangen darf (Hagemann-White, 1984, S.101). Aufgrund solcher Zuschreibungen wird gesellschaftlich erwartet, dass die Frau in der Rolle des Opfers auftritt (Hohendorf, 2023, S. 141-143).

Dem Mann wird somit die Rolle des Täters und der Frau die Rolle des Opfers zugeschrieben (Hohendorf, 2023 S. 141-143), eine Rollenerwartung, die auch für heterosexuelle Paarbeziehungen gilt. Frauen erfahren denn auch meist durch ihre männlichen Partner oder Expartner Häusliche Gewalt (Hagemann-White & Lenz, 2022, S.233). Während eine gewaltausübende Partnerin in unserer Gesellschaft eher abgelehnt wird, wird dieses Verhalten von einem männlichen Partner in gewissen Situationen akzeptiert oder sogar erwartet (S.235). Goffman (2001) beschreibt diese soziale Erwartung so: Durch seine körperliche Überlegenheit hinsichtlich Grösse und Kraft gegenüber der Partnerin kann der Partner die Möglichkeit eines Kampfes als Mittel, sich durchsetzen zu können, in Erwägung ziehen. Diese körperliche Differenz kann auch dazu genutzt werden, um die schweren Einkaufstüten zu tragen oder Gegenstände ausser Reichweite des durchschnittlich kleineren Geschlechts zu reichen. Aber wie erwähnt, bietet diese Überlegenheit eben auch die Möglichkeit, das weibliche, "kleinere", "schwächere" Geschlecht körperlich zu bedrohen. Nichtsdestotrotz gibt es auch die soziale Erwartung, dass in heterosexuellen Beziehungen der Mann grösser zu sein hat als die Frau. Ebenso verhält es sich mit dem Altersunterschied, welcher den Mann als erfahrener und vermögender darstellt. Und so begeben sich Frauen in Beziehungen, in denen sie ihrem Partner körperlich unterlegen sind und intellektuell unterlegen wirken, anstatt sich einen jüngeren oder gleichaltrigen Partner zu wünschen, dem sie körperlich gleichgestellt oder überlegen sein könnten. So müssen selbst kräftige Frauen (die vielen Männern körperlich überlegen wären) jederzeit mit möglichen körperlichen Angriffen rechnen, da durch diese eben beschriebenen bestehenden gesellschaftlichen Erwartungen an die Partner:innenwahl die gesellschaftliche Bewertung aufrechterhalten wird, dass alle Frauen den Männern biologisch unterlegen seien (Goffman, 2001, S.139-143).

Polizeistatistiken

Die polizeilich registrierten Straftaten (des Jahres 2023) in der Schweiz zeigen, dass von 11'479, rund 70,1% (also 8'044) der geschädigten Personen weiblich sind. Von versuchten (67,7%) sowie vollendeten Tötungsdelikten (80%) sind ebenfalls überwiegend weibliche Personen betroffen (Bundesamt für Statistik, 2024).

Von einer Anzeige wegen "Verleumdung" sind beide Geschlechter zahlenmässig gleichermassen betroffen. Ansonsten sind weibliche Personen bei den restlichen 20 genannten Straftaten weitaus mehr betroffen (Bundesamt für Statistik, 2024). Jedoch muss bei Statistiken beruhend auf Strafanzeigen von einer grossen Dunkelziffer ausgegangen werden (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2024, S. 11).

Häusliche Gewalt: Geschädigte Personen nach Alter und Geschlecht¹⁾		
Schweiz Jahr 2023		
	Total Geschädigte	
	männlich	weiblich
Total	3 435	8 044
Tötungsdelikte vollendet (Art. 111-113/116)	5	20
Tötungsdelikte versucht (Art. 111-113/116)	20	42
Schwere Körperverletzung (Art. 122)	49	95
Einfache Körperverletzung (Art. 123)	577	1 407
Tätlichkeiten (Art. 126)	1 912	3 969
Gefährdung des Lebens (Art. 129)	20	90
Verabreichen gesundheitsgefährdender Stoffe an Kinder (Art. 136)	2	3
Üble Nachrede (Art. 173)	135	159
Verleumdung (Art. 174)	129	129
Beschimpfung (Art. 177)	930	2 765
Missbrauch einer Fernmeldeanlage (Art. 179septies)	75	367
Drohung (Art. 180)	834	3 118
Nötigung (Art. 181)	165	768
Freiheitsberaubung und Entführung (Art. 183/184)	19	86
Sexuelle Handlungen mit Kindern (Art. 187)	80	318
Sexuelle Handlungen mit Abhängigen (Art. 188)	0	5
Sexuelle Nötigung (Art. 189)	26	198
Vergewaltigung (Art. 190)	0	367
Schändung (Art. 191)	10	59
Sexuelle Belästigungen (Art. 198)	3	63
übrige Art. StGB ²⁾	7	22

Abbildung 6: Quelle. In Anlehnung an *Häusliche Gewalt: Geschädigte Personen nach Alter und Geschlecht*, 2024, Bundesamt für Statistik (<https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kriminalitaet-strafrecht/polizei/haeusliche-gewalt.assetdetail.30887700.html>)

Für die Autorinnen lässt sich aus diesen Zahlen folgendes schliessen:

Die Zahlen dieser Statistik sind eindeutig und führen dazu, Männer als gewalttätiger zu taxieren als Frauen.

Eine weitere Möglichkeit wäre, die Dunkelziffer zu hinterfragen und so zur Vermutung zu gelangen, dass womöglich beide Geschlechter gleichermaßen gewalttätig werden, jedoch Frauen ihre Gewalterlebnisse häufiger der Polizei melden.

Damit möchten die Autorinnen aufzeigen, wie gesellschaftliche Geschlechterzuschreibungen das Verhalten der Individuen beeinflussen. Sei dies, indem durch gesellschaftliche Erwartungen die Pflicht besteht, dass das männliche Geschlecht gewaltvoll die eigene Männlichkeit unter Beweis stellen muss und so tatsächlich mehr Männer Gewalt anwenden. Oder indem ein gewaltbetroffener Mann sich nicht an die Polizei wenden möchte, um nicht die Rollenzuschreibung des "echten Mannes" zu verlieren und als "Waschlappen" dazu stehen.

6.2 Fazit

Die primäre Sozialisationsinstanz der Familie wirkt mit gesellschaftlich übernommenen Normen und Traditionen auf die Entwicklung eines Kindes mehr oder weniger bewusst ein. Das Neugeborene reagiert darauf, indem es anhand des Modelllernens Handlungsstrategien der Vorbilder beobachtet und übernimmt. Durch diese gemeinsamen Werte und Normen über Generationen hinweg entsteht in der Familie ein Zugehörigkeits- und Loyalitätsgefühl.

Im zweiten Abschnitt wurde aufgezeigt, wie das Individuum lernt, aufgrund seines biologischen Geschlechts auf das Verhalten der Umwelt einzuwirken. So werden männliche Kinder zur Dominanz erzogen, gewalttätiges Handeln wird dafür akzeptiert oder erwartet. Den Mädchen hingegen wird beigebracht, sich an die Umwelterwartungen anzupassen und Konflikte empathisch und verbal anzugehen. Viele dieser kleinsten bewusst oder unbewusst ausgeführten Handlungen reproduzieren so alltäglich stereotype Geschlechterzuschreibungen, welche die vorherrschenden patriarchalen Gesellschaftsstrukturen nähren. Damit werden beispielsweise heterosexuellen Beziehungsideale gesellschaftlich verankert und tradiert. Der Ansatz der Sozialisationstheorie erklärt neben der Bindungstheorie, wie gewalttätiges Verhalten von männlichen Personen gelernt und in der Gesellschaft akzeptiert wird und somit die intergenerationale Weitergabe von schädlichen Verhaltensmustern geschieht.

7 Handlungsmöglichkeiten der Sozialen Arbeit

In diesem Kapitel soll aufgezeigt werden, wie von Häuslicher Gewalt betroffene Kinder durch Interventionen der Sozialen Arbeit unterstützt werden können, um trotz ihrer schwierigen und belastenden Erfahrungen eine möglichst positive Entwicklung zu erleben. Nachdem ein theoretischer Einblick in die Vorgänge, Erklärungen und Definitionen zur Häuslichen Gewalt und deren intergenerationalen Übertragung gegeben, wird nun der Fokus auf die Soziale Arbeit und ihre vielfältigen Handlungsmöglichkeiten gerichtet.

Die Relevanz der Sozialen Arbeit zeigt sich in unterschiedlichen Handlungsfeldern, wobei Sozialarbeiter:innen dort vielfach mit traumatisierten oder sonst belasteten Personen in Kontakt kommen. Da Häusliche Gewalt in Familien mit unterschiedlichsten Hintergründen vorkommt (Humanrights.ch, o. D.), können Sozialarbeitende diesen in verschiedenen Handlungsfeldern begegnen. Als besonders relevant für mögliche Interventions- und Präventionsansätze für Kinder eignen sich unseres Erachtens nach verschiedene Handlungsfelder wie die Schulsozialarbeit, ambulante und stationäre Angebote der Opferhilfe, weitere Schutzunterkünfte für Kinder oder auch ambulante Soziale Arbeit mit Familien. Diese Handlungsfelder erscheinen besonders relevant, da sie einen unmittelbaren Zugang zu den Kindern und ihren Familien ermöglichen und die Funktion eines möglichst vertrauensvollen Ortes und vertrauensvoller Beziehungen im Alltag der Kinder einnehmen. Bei den Interventionen und Handlungsmöglichkeiten geht es darum, Kinder vor Gewalt zu bewahren, vor weiterer Gewalt zu schützen oder sie darin zu unterstützen, trotz der erfahrenen Belastungen resilient in die Zukunft zu schreiten.

Aus den bisherigen Erkenntnissen wird deutlich: Es besteht ein Bedarf an Unterstützungsangeboten für betroffene Kinder und Familien! Aufbauend auf den bearbeiteten Themen, widmen sich die Autorinnen nun den möglichen Handlungsmöglichkeiten für Sozialarbeitende, die sich aus den bisherigen Inhalten vorliegender Arbeit und der Literatur ableiten lassen. Dabei werden nicht nur bestehende Ansätze betrachtet, sondern auch beleuchtet, wo es in der Praxis zu Herausforderungen kommt. Die Autorinnen integrieren handlungsmethodische Ansätze und Angebote sowohl für die ambulante als auch stationäre Unterstützung von betroffenen Kindern und Jugendlichen. Da nicht auf alle möglichen Interventions- und Präventionsmassnahmen eingegangen werden kann, wurde eine Auswahl an Handlungsmethoden und Angeboten getroffen, die nachfolgend vorgestellt und in die Arbeit miteinbezogen wird. Dabei liegt der Fokus besonders auf den obgenannten Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit sowie den aus der Theorie hervorgegangenen Unterstützungsbedarf.

7.1 Stoppen der Gewalt

Ist ein Kind von Häuslicher Gewalt betroffen, geht es in erster Linie darum, das Kind davor zu schützen und die schnellstmögliche Unterbindung des gewaltvollen Verhaltens in der Familie zu erreichen (Strasser, 2013, S. 58-59). Denn Häusliche Gewalt stellt eine Form der Kindeswohlgefährdung dar und erfordert demnach adäquate Interventionen der Sozialen Arbeit (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2020c, S. 1). Dies kann auf verschiedene Art und Weisen geschehen. In der Praxis der Sozialen Arbeit und der Behörden wird dazu häufig eine Trennung des Kindes von den traumatisierenden Bezugspersonen vorgenommen, um zumindest eine äussere Sicherheit herzustellen (Garbe, 2018, S. 177-178). Diese Trennung kann durch unterschiedliche Massnahmen erfolgen. Zum einen sind dies rechtliche Massnahmen wie eine Wegweisung der gewaltausübenden Person. Andererseits kann der gewaltbetroffene Elternteil zusammen mit dem Kind Unterstützung und Schutz bei einer Opferhilfestelle suchen und in Anspruch nehmen (Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann [EBG], 2020c, S. 11-13). Eine ausserfamiliäre Platzierung des Kindes – ohne die Eltern oder andere erwachsene Bezugspersonen – ist die einschneidendste behördliche Massnahme und kommt laut Garbe häufig vor (2018, S. 177-178). Im Folgenden wird näher auf die Unterstützungs- und Schutzmöglichkeiten der Opferhilfe eingegangen.

7.1.1 Opferhilfe

Die Opferhilfe ist zuständig für die Unterstützung von Opfern von Gewalttaten und deren Angehörigen. Sie bieten Beratungen an, um die individuelle Situation zu analysieren, die Betroffenen über ihre Rechte und (Schutz-)Möglichkeiten zu informieren oder gegebenenfalls auch mit weiteren zuständigen Fachstellen (wie Psychotherapeut:innen, Mütter- und Väterberatung, Sozialdienst) zu vernetzen. Betroffene Personen sollen durch die Möglichkeit der Beratung auch bei der Verarbeitung des Erlebten unterstützt werden. Opferhilfestellen sind in den verschiedenen Kantonen zu finden. Weiter bietet die Opferhilfe auch vorübergehenden Schutz in Schutzeinrichtungen wie Frauenhäusern oder im Männerhaus. In der Schweiz gibt es zudem auch ein Mädchenhaus in Zürich, die auf die Aufnahme und Begleitung von gewaltbetroffenen jungen Mädchen und Frauen ab 14 – 21 Jahren spezialisiert sind. An diesen geschützten Orten werden die Betroffenen physisch geschützt, es wird eine Stabilisierung durch enge Begleitung von Fachpersonen und Anwendung von traumapädagogischen und ressourcenorientierten Ansätzen angestrebt und über weitere Schritte beraten. Zudem erhalten die Gewaltbetroffenen auch finanzielle Unterstützung (opferhilfe-schweiz, o. D.; Dachorganisation Frauenhäuser Schweiz und Liechtenstein, o. D.).

In einigen Frauenhäusern gibt es spezielle Mutter-Kind-Bezugspersonen, die Kindeswohlrelevante Themen aufnehmen und Interventionen für eine positive Entwicklung anregen und einleiten. Dazu werden Gespräche mit der Mutter und den Kindern geführt, um die Situation zu analysieren und den Kindern die Möglichkeit zu geben, über das Erlebte zu sprechen. Negative Gefühle wie Scham und Schuld sollen durch die Offenheit der Fachpersonen, darüber zu sprechen, minimiert werden und ein Zeichen dafür gesetzt werden, dass Gewalt nicht in Ordnung ist. In der Beratung mit den Müttern wird auf die Stärkung ihrer Ressourcen und Erziehungskompetenzen zur indirekten Unterstützung der Kinder gesetzt. Auch für die Kinder werden regelmässig verschiedene Angebote zur Betreuung oder zum kreativen Ausprobieren oder Ähnlichem gemacht. Trotzdem werden im Frauenhaus auch Regeln aufgestellt, an die sich die Kinder müssen. So können sie wieder üben Grenzen wahrzunehmen und zu respektieren und diese Regeln können den Kindern auch Halt in dieser unsicheren Zeit geben (Meier, 2015, S. 173-174).

7.2 Prävention

Häusliche Gewalt ist ein Thema, welches mit dem Druck der Geheimhaltung vor anderen und Isolation einhergeht (Strasser, 2013, S. 57). Die Forderung der Geheimhaltung stellt eine Hürde für die Identifizierung von Gewalt dar. Präventionsarbeit muss demnach auch die Enttabuisierung Häuslicher Gewalt zum Ziel haben. Dazu soll geklärt werden, was häusliche Gewalt ist, Unterschiede von Gewalt und Konflikten diskutiert und das häufige Vorkommen in der Gesellschaft thematisiert werden, um mögliche Schamgefühle direkt oder indirekt Betroffener zu minimieren. Mit der Aufklärung über verschiedene Unterstützungsmöglichkeiten sollen Betroffene bestärkt werden, sich Hilfe zu holen. Weitere wichtige Punkte in der Gewaltprävention sind die Förderung gewaltfreier Konfliktlösung, Förderung des Selbstbewusstseins und eines respektvollen Umgangs miteinander und die kritische Reflexion von Rollenbildern (Buskotte, 2013, S. 535-536). Präventionsprojekte gegen (häusliche) Gewalt werden häufig in Schulen umgesetzt, da diese als zentrale Lebensorte der Kinder dienen, die regelmässig von ihnen besucht werden (S. 536). An Schulen kann durch bereits geschaffene Vertrauensbeziehungen zu Mitschüler:innen und Lehrpersonen ein offener und sicherer Rahmen geboten werden, um über das Thema zu sprechen (DeepL Write).

7.2.1 Prävention in der Schule

Zum Thema der Gewalt im Allgemeinen bestehen bereits viele Präventionsprogramme, während spezifisch zu Häuslicher Gewalt noch Potenzial besteht. Ein Beispiel für eine

spezifische Prävention in Schulen ist folgende: die BIG Prävention, welche 2006 im Auftrag der Deutschen Bundesregierung lanciert wurde. Dabei werden Grundschulkindern, deren Eltern, Lehrpersonen und auch andere Mitarbeiter:innen von Tagesschulen oder ähnlichem miteinbezogen. Während die Fachpersonen gezielt zu Häuslicher Gewalt und ihren Möglichkeiten des Handelns sensibilisiert und gestärkt werden, bieten sie den Eltern umfassende Informationen über vorhandene Beratungs- und Unterstützungsangebote, die sie in Anspruch nehmen können. In den Workshops mit den Kindern liegt der Fokus auf der Stärkung der emotionalen und sozialen Kompetenzen. Sie sollen lernen, ihre Gefühle konfliktfrei bewältigen zu können und Konflikte und Gewalt auseinanderzuhalten. Auch die interaktive Bearbeitung von Geschlechterrollen und ihren Zuschreibungen wird in solchen Workshops angegangen. Der Einbezug der schulischen Fachpersonen ist essenziell, besonders bei jüngeren Kindern, da sie häufig die Rolle der wichtigsten Bezugspersonen ausserhalb des familiären oder gewaltvollen Rahmens einnehmen (Buskotte, 2013, S. 536-538).

Ein ähnliches Angebot in der Schweiz wird von Solidarité Femmes Biel/Bienne, einem Verein der als kantonal anerkannte Opferberatungsstelle tätig ist und ein Frauenhaus betreibt, angeboten, welches sich momentan noch auf den Kanton Bern begrenzt. In den Workshops mit Schüler:innen der Unterstufen wird anhand der Erzählung eines Bilderbuches, in welchem das Erleben von häuslicher Gewalt, der Aufenthalt in einem Frauenhaus, die räumliche Trennung zu einem Elternteil und die dabei erlebten Gefühle illustriert sind, auf das Thema sensibilisiert. Häusliche Gewalt wird interaktiv diskutiert und gewaltfreie Konfliktlösungen gefördert, Unterstützungsmöglichkeiten werden aufgezeigt. Lehrpersonen, Schulsozialarbeiter:innen und weitere betreuende Fachpersonen an Schulen werden ebenfalls aufgeklärt und in ihren Handlungsmöglichkeiten gefördert (Solidarité Femmes, o. D.a).

7.2.2 Präventionsprojekt für (werdende) Eltern

Nun wird ein in der Literatur vielfach genanntes Präventionsprogramm vorgestellt, welches bei den Eltern ansetzt. Insbesondere werdende Eltern oder Eltern mit Kleinkindern werden mit diesem Angebot angesprochen. Dieses Programm setzt jedoch eine gewisse Eigenmotivation der Eltern voraus. Die Schwangerschaft führt häufig zu Reflexionsprozessen das eigene Leben betreffend, Traumata können wieder aktiver hervortreten, eigene Elternrollen werden überdacht. Damit Eltern nicht erst bei offensichtlichen Anzeichen von Problemen mit dem kindlichen Verhalten Hilfe suchen, sollten Präventionsprogramme wie dieses angeboten werden (Brisch, 2022, S. 330-331).

Das SAFE-Programm ist in vier Module bzw. Teile aufgeteilt, die unterschiedliche Inhalte haben. Im ersten Teil kommen die Eltern regelmässig zusammen und es kommt zu einem Informationsaustausch über die Kompetenzen von Babys und Eltern, Ängste und Erwartungen, wobei möglichst beide Elternteile miteinbezogen werden sollten. Entspannungsübungen sollen die Eltern unterstützen, besser mit Stresssituationen umgehen können. Die Gruppe hat durch ihre ähnlichen Erfahrungen eine unterstützende Wirkung auf die einzelnen Mitglieder. Der zweite Teil fordert die Gruppe auf, anhand von Videos Signale der Kinder zu analysieren und angemessene elterliche Reaktionen zu überlegen, die dann besprochen werden. Eltern können sich so bildliche Vorstellungen der zukünftigen Erfahrungen machen. In einem zweiten Schritt fertigen sie von ihren eigenen Interaktionen mit dem Säugling ein Video, wozu sie in einem Einzelgespräch Feedback erhalten. Dabei können Herausforderungen benannt und allfällig beobachtete Projektionen eigener Erfahrungen auf die Kinder korrigierend gestaltet werden. So soll ein feinfühliges Verhalten dem Kind gegenüber gefördert werden. Das Programm bietet auch eine Hotline an, bei der sich die Teilnehmer:innen in Not melden können. So sollen Gewalttaten möglichst verhindert werden. Die Beziehung zwischen der Programmleitung und den Teilnehmenden hilft, Situationen besser einschätzen und alltagsnahe Unterstützung und Rat bieten zu können. Auch eine Einschätzung eigener Bindungsmuster findet statt, um mögliche unverarbeitete Traumata und Ressourcen zu erkennen. Die Bedeutung ungelöster Traumata wurde bereits in Kapitel 4 und 5 erklärt. Werden solche erkannt, werden spezielle Stabilisierungstechniken der Traumapsychotherapie vermittelt und erprobt oder an eine therapeutische Praxis verwiesen (Brisch, 2022, S. 332-337). Grundsätzlich kann dies eine sehr hilfreiche Präventionsmassnahme darstellen, jedoch sehen die Autorinnen bei diesem Angebot die Niederschwelligkeit weniger gegeben. Sensibilisierungsprojekte in Familienzentren oder ähnlich niederschweligen Settings werden als ebenfalls notwendig erachtet, um auf die Problematik und Unterstützungsmöglichkeiten aufmerksam zu machen.

7.3 Traumapädagogik

Ein vielfach genanntes Konzept in der Literatur ist die Traumapädagogik, die sich sowohl in Beratungen als auch für die sozialpädagogische Praxis etabliert hat (vgl. Bausum et al., 2023, S. 8). Die Traumapädagogik entstand als Antwort auf den Bedarf an pädagogischen Ansätzen im Umgang mit Kindern und Jugendlichen, die schlimme und traumatische Erfahrungen in der Kindheit gemacht haben (Fachverband Traumapädagogik, 2011, S. 4). Die Traumapädagogik wird in der Regel von Institutionen und deren Fachpersonen individuell auf das jeweilige Klientel angepasst und weiterentwickelt. Dabei ist die Grundhaltung vom Verständnis für die

Auswirkungen von Traumatisierungen und den daraus entstandenen Überlebensstrategien geprägt (Fachverband Traumapädagogik, 2011, S. 4).

Im Folgenden die Grundpfeiler der traumapädagogischen Haltung dargestellt (Fachverband Traumapädagogik, 2011):

- **Sicherer Ort:** Ein wichtiger Punkt in der Traumapädagogik ist das Schaffen und Anbieten eines sicheren Ortes für Betroffene, um neue positive Erfahrungen machen zu können und ihre Entwicklung in eine förderliche Richtung zu ermöglichen (vgl. Fachverband Traumapädagogik, 2011, S.4). Die Schaffung eines äusserlich möglichst sicheren Ortes soll auch innerlich zu einer gewissen Sicherheit beitragen. Dabei sind Wertschätzung, Partizipation und stabilen Beziehungen wichtig. Betroffene selbst betonen, dass das Gefühl vom "sicheren Ort" individuell sei aber wichtig sei es, sich wohl zu fühlen, zu sich selbst zu finden und dieses Selbst sein zu können (Weiss & Expert:innen, 2018, S. 119-122).
- **Die Annahme des guten Grundes:** In der Traumapädagogik wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass das Verhalten des Kindes einen Sinn hat und aus einem bestimmten Grund hervortritt. Es sind schliesslich Verhaltensweisen, mit denen Betroffene ihr Überleben gesichert haben. Nicht zu vernachlässigen ist dabei, diese Überlebensstrategien der Betroffenen anzuerkennen und zu würdigen. Gleichzeitig sollte auch darauf hingewiesen werden, wenn bestimmte Verhaltensweisen als problematisch eingestuft werden. So kann den Betroffenen eine Reflexion des Verhaltens und das Entwickeln von Alternativen möglich gemacht werden (Fachverband Traumapädagogik, 2011, S. 4-5).
- **Wertschätzung:**
Traumapädagogische Ansätze legen den Fokus auf die Anerkennung der Stärken und Fähigkeiten von Betroffenen. Durch diese Wertschätzung sollen sie dabei unterstützt werden, eine Wertschätzung ihrer Selbst und ihres Tuns zu erreichen, was durch ihre belastenden Erfahrungen erschwert wurde (Fachverband Traumapädagogik, 2011, S. 5).
- **Partizipation:**
Die Mitglieder des Fachverbands für Traumapädagogik betonen, dass Partizipation einer der entscheidendsten Faktoren für die mentale Gesundheit ist. Kinder, die Gewalt erlebt haben, leiden häufig unter einem massiven Kontrollverlust, was wiederum eine verminderte Selbstwirksamkeitserwartung hervorruft - sie denken also,

keinen Einfluss auf ihr Umfeld zu haben. Umso wichtiger ist es also, ihnen die Möglichkeit zu geben, positive Erfahrungen in diesem Bereich zu machen (Fachverband Traumapädagogik, 2011, S. 5). Solche Beteiligungsmöglichkeiten und –prozesse dienen auch dem Lernen von Vertrauen in Veränderungen (Jegodtka & Luitjens, 2016, S.68).

Eine zentrale Rolle für ihre Motivation spielen dabei drei Aspekte: Autonomieerfahrungen - selbst Entscheidungen treffen zu können, Kompetenzerfahrungen - etwas bewirken zu können, Zugehörigkeitserleben - das Empfinden, Teil einer Gruppe zu sein und Wertschätzung zu erfahren (Fachverband Traumapädagogik, 2011, S. 5)

- **Transparenz:** Von Gewalt betroffene Kinder und Jugendliche haben häufig Willkür und Machtmissbrauch erlebt. Deshalb gilt es besonders im Umgang mit ihnen transparent mit Strukturen, Regeln oder Macht umzugehen und das eigene Handeln zu erklären. Es ist wichtig ihnen Vorhersehbarkeit und Erklärungen zu bieten. So können sie dabei unterstützt werden, selbst ein Verständnis für gewisse Verhaltensweisen zu erlangen (Fachverband Traumapädagogik, 2011, S. 6). Dies setzt eine Bereitschaft von Fachpersonen zur Erklärung und Diskussion voraus. Ausserdem könnten beispielsweise gleich bleibende/konsequente und logische Regeln und Konsequenzen bei einem gewissen Verhalten zu einem Gefühl von Vorhersehbarkeit führen.
- **Spass und Freude:** Dieser Aspekt der Traumapädagogik wird damit begründet, dass ein Gegengewicht zu den erschütternden Gefühlen hergestellt werden soll, damit das Erleben dieser überhaupt getragen werden kann. Dazu wird Bezug auf die Resilienz genommen und auch das Hormongleichgewicht (Serotonin – Hormon bei Freude – gegen das Stresshormon Adrenalin) als wichtige Nebenkomponente benannt. Es gehe hierbei auch darum, ihre Ressourcen zu stärken (Fachverband Traumapädagogik, 2011, S. 6).

7.3.1 Selbstbemächtigung als Teil der Traumapädagogik

Als eine wichtige Methode der Traumapädagogik wird die Selbstbemächtigung aufgeführt. Selbstbemächtigung steht für Unabhängigkeit und aktive Führung des eigenen Lebens. Wenn Kinder jahrelang traumatische Erlebnisse machen, verlieren sie allmählich den Bezug zu sich selbst, verstehen sich und ihr Handeln nicht und geraten in einen Funktionsmodus. Deshalb ist das Entwickeln von Verständnis für eigene Verhaltensweisen und woher sie kommen wichtig für Betroffene und die Verarbeitung ihrer traumatischen Erfahrungen. Das Erkennen

der Gründe dahinter kann sich entlastend auswirken, das Selbstvertrauen wieder stärken und zu mehr Selbstakzeptanz führen. Nun soll auch die Selbstregulation gefördert werden, wobei die eigene Körperwahrnehmung teilweise wieder gelernt werden muss. Dabei hilft es, Begriffe und Beschreibungen für die Empfindungen im Körper zu suchen, damit sie diese überhaupt erkannt und benannt werden können. Kinder können dazu animiert werden die Art des Empfindens zu beschreiben. Die Trigger für destruktives Verhalten sollten erkannt und definiert werden, um diese in weiteren Situationen zu erkennen und erarbeitete Strategien anwenden zu können. Zur Umsetzung dieses Vorhabens können mit Betroffenen "Barometer" entwickelt werden, anhand welcher diese ihre körperliche Erregung einordnen können. Dabei kann es helfen, sich an Symptomen zu orientieren. Andererseits ist es wichtig, Kindern verschiedene Strategien im Umgang mit überwältigenden Gefühlen aufzuzeigen. Ebenfalls können die Erlebnispädagogik und körperliche Aktivitäten - alleine oder in Gruppen - zur positiven Entwicklung der Körperwahrnehmung und Stressregulation beitragen. Betroffene können so bestenfalls Selbstvertrauen fassen und erfahren, dass sie ihren Körper und ihr Handeln beeinflussen können (Weiss, 2023, S. 145-155; Weiss, 2013, S. 155-164).

Besonders wirkungsvoll zeigt sich ein solches Vorgehen, sowohl Betroffene als auch Fachpersonen das Verhalten von Klient:innen verstehen und einordnen können. Klient:innen sollen in ihren biographischen Zugängen zu einem besseren Verständnis von transgenerationalen Mustern und Auswirkungen begleitet werden. Dies soll dabei helfen, Schuldgefühle und Verwirrungen aufzulösen. Hier soll es auch Platz haben für die Reflexion von geschlechtlichen Normen. Bei all dem ist es fachlich wichtig, viel zuzuhören, zu spiegeln, allenfalls eigene Perspektiven anzubringen, oder die Erfahrungen und Situationen auszuhalten. Für Fachpersonen ist es essenziell, sich mit der eigenen Biographie und Einflüssen darauf auseinanderzusetzen und das eigene Handeln und Gefühle zu reflektieren. In der Praxis mit Menschen, die in ihrer Kindheit Gewalt oder Trauma erfahren haben, kommt es häufig zu Grenzüberschreitungen, und Professionelle werden nicht nur fachlich sondern auch persönlich herausgefordert. Daher gilt die unbedingte Förderung von Selbstwirksamkeit und Selbstfürsorge auch für Fachpersonen (Weiss, 2013, S. 161-164).

7.3.2 Rolle der Gruppe und Gemeinschaft

Aichinger fasst Aussagen mehrerer Autor:innen und Professionellen zusammen, die davon überzeugt sind, dass Gruppenangebote wichtig sind für Kinder, die von häuslicher Gewalt betroffen sind (2011, S. 179-180). Es können Gefühle von Gemeinschaft und Zugehörigkeit vermittelt werden und das Wissen über Gleichgesinnte mit ähnlichen Erfahrungen hilft Betroffenen, Scham und Isolation zu überwinden. In der Gruppe haben Kinder die Möglichkeit, soziale Kompetenzen zu entwickeln und Wünsche und Bedürfnisse auszudrücken.

Gleichzeitig lernen sie, Kompromisse auszuhandeln, sich abzugrenzen und sich aktiv an der Gestaltung der Gruppendynamik zu beteiligen. Solche unterstützenden Gruppenerfahrungen bieten Raum, Beziehungserfahrungen neu zu erleben und auch die Empathiefähigkeit zu stärken (Bausum, 2023, S. 179-183; Aichinger, 2011, S. 179-180).

Ein Beispiel dafür aus der Praxis der Sozialen Arbeit ist die Gesprächsgruppe der Opferberatungsstelle für Häusliche Gewalt in Biel, das "Cameleon". Auf spielerische und kreative Art werden Themen oder Gefühle gemeinsam besprochen und Lösungsmöglichkeiten für Herausforderungen erarbeitet (Solidarité Femmes, o. D.b).

7.4 Bindungspädagogik

Die Bedeutung von Bindungserfahrungen für Kinder, die von häuslicher Gewalt betroffen waren oder sind, wurde im Kapitel 5 bereits vertieft aufgegriffen. Nun wird aufgezeigt, wie der Einbezug der Bindungstheorie in der pädagogischen Arbeit zur Stärkung von Beziehungen dienen kann.

Um die Weitergabe von Gewalterfahrungen zu durchbrechen, bringen Brisch (2023, S. 132-146) und Lang (2013, S. 187-214) Aspekte der Bindung Aspekten aus der Pädagogik in Verbindung.

- Kinder, die von häuslicher Gewalt oder sonstigen massiven Kindheitsbelastungen betroffen sind, sind in ihrer emotionalen Entwicklung verzögert. Dies zeigt sich darin, dass sie gewisse belastende Gefühle kaum aushalten und diese an Objekten oder anderen Personen rauslassen. Ab einem gewissen Alter ist ein solches Verhalten nicht mehr adäquat, auch wenn es bei Beachtung der Vergangenheit verständlich scheint (Brisch, 2023, S. 134).
- Die Betroffenen konnten häufig nur unzureichend lernen, wie sie adäquat mit ihren Gefühlen umgehen können und erleben dabei ein hohes Mass an Stress. Die kommunikative Interaktion zwischen Bindungspersonen und Kind ist von wichtiger Bedeutung für eine sichere Bindung. Von Fachpersonen wird gefordert, dass sie in eine kommunikative Interaktion mit dem Kind treten und die beobachteten Emotionen benennen und deren möglichen Hintergrund benennen. Dadurch sollen die Kinder ihre Emotionen benennen lernen und sich verstanden fühlen. Das so Erlernte kann auch die Beziehung des Kindes zur Bezugsperson stärken (Brisch, 2023, S. 134-135). Für die Arbeit mit bindungstraumatisierten Kindern und Jugendlichen kann auch die nonverbale Kommunikationsform effektiv sein. Sie sind sensibilisiert dafür, auch

nonverbale Signale zu erkennen und auf Bedrohung zu prüfen. Die Kommunikation sollte – wie auch die anderen Interaktionen und Massnahmen – zum Gefühl der Sicherheit beitragen (Lang, 2023, S. 200-201).

- Kinder suchen in Situationen, in denen Bindung relevant wird Kontakt zur Bindungsperson. Dieses Bedürfnis hat einen wichtigen Einfluss auf die Entwicklung sicherer Bindung. Kinder suchen zwar zum einen Kontakt - sei es Körperkontakt oder Blickkontakt zur anderen Person - aber diese Kontakte können aufgrund der Missbrauchserfahrungen auch mit Angst verbunden sein. Deshalb kann es zur Zurückweisung solcher Angebote kommen. Für Fachpersonen der Sozialen Arbeit, aber auch Bezugspersonen im Allgemeinen ist es in diesen Momenten wichtig, das Einverständnis des Kindes oder der/des Jugendlichen einzuholen, bevor ein körperlicher Kontakt zur Beruhigung des Kindes angewandt wird (Brisch, 2023, S. 135-136). Dies dient dem Schutz von Kind und (pädagogischer) Bezugsperson.
- Laut Brisch können Bindungserfahrungen lebenslänglich integriert werden und demnach wird auch bei älteren Kindern oder Erwachsenen eine feinfühlende Interaktionsweise gefordert, um ihnen stets eine Chance zur Entwicklung emotionaler Stabilität zu eröffnen (Brisch, 2023, S. 136).
- Als eine Voraussetzung für den Prozess des Lernens ist es essenziell, dass die Angst von Kindern und Jugendlichen von Bezugspersonen oder Pädagog:innen gemildert wird, sonst sind sie stets in ihren Bindungsmustern gefangen und können nur wenig Lernen oder Explorieren (Brisch, 2023, S. 132).
- Fachpersonen, die eng mit diesen Kindern zusammenarbeiten, beispielsweise in der stationären Kinder- und Jugendhilfe, nehmen eine bedeutende Rolle im Leben dieser Kinder ein. Die Erkenntnis, dass die Bindungserfahrungen primärer Bindungsfiguren auf die Bindung und Entwicklung des Kindes einen grossen Einfluss haben, kann laut Brisch auch auf Fachkräfte ausgeweitet werden. Auch fachlich ausgebildete Personen werden im Verhalten und Empfinden durch ihre eigenen Bindungsmuster beeinflusst und dies kann sich transgenerational auf die zu betreuenden Kinder auswirken. Deshalb setzt Brisch eine sichere Bindung und die Auseinandersetzung und Bewältigung eigener Traumatisierungen auch von Fachpersonen voraus (Brisch, 2023, S. 139-140).

- Reflexionsfähigkeit und Empathiebildung sollten bei Kindern mit unsicherem oder desorganisiertem Bindungsstil unbedingt gefördert werden (Brisch, 2023, S. 144-145). Dazu können Gruppenangebote, Fragen die auf Gefühle von sich und dem Gegenüber abzielen und eine Übernahme einer anderen Perspektive abzielen, hilfreich sein. Fach- und Bezugspersonen fördern durch vorbildliches Verhalten im Sinne vom "Lernen am Modell" das Üben von Emotionserkennung. Für die Arbeit mit Kindern ist es besonders hilfreich, Hilfsmittel wie Bücher, Bilder, (Rollen-)Spiele oder Übungen zu nutzen, um verschiedene Sinne anzusprechen und in Bewegung zu sein (Delfos, 2015; Bausum, 2023, S. 179-183; Aichinger, 2011, S. 179-180). Denn Kinder verfügen noch nicht über dieselben Kommunikationsfähigkeiten wie Erwachsene und es kann sich bei ihnen Wut aufstauen, wenn sie sich nicht verstanden fühlen (Delfos, 2015, S. 13-24).
- Lang (2023, S. 201) betont die Relevanz vom Bezugspersonensystem (Brisch, 2023, S. 201), die sowohl im stationären Setting als auch in der ambulanten Arbeit Anwendung findet. Dabei ist eine Fachperson für das Kind oder ein System zuständig und übernimmt Verantwortung für das Kind. Stabile und regelmässige Kontakte wobei die Aufmerksamkeit voll und ganz dieser Person gegeben werden kann, schaffen eine vertrauensvolle Basis, auf der Bindungsbedürfnisse miteinbezogen und Ressourcen und Fähigkeiten gestärkt werden. Dieses System soll dem Kind das Erfahren von Sicherheit und Verlässlichkeit bieten. Dem Kind oder Jugendlichen soll das Gefühl gegeben werden, dass die gemeinsame Einzelkontakte für und wegen ihm selbst geschehen und es sich so als wertvoll erfährt. Dabei können Rituale hilfreich sein (S. 200-201).

Als Fachpersonen die Rolle einer stabilen Bindungsperson einzunehmen ist je nach Setting sehr herausfordernd. Einerseits können Personalwechsel den Aufbau einer Bindung erschweren, andererseits kann es auch durch einen Wechsel der Institution durch das Kind zu einem Kontaktabbruch kommen. Wenn eine gute Bindung zwischen Kind und professioneller Bezugsperson besteht, stellen sich die Autorinnen die Beendigung des Kontaktes besonders schwierig vor. Trotzdem erachten sie die Erfahrung positiver Beziehungen als wichtig für die Entwicklung des Kindes.

In der Traumapädagogik ist auch die Netzwerkarbeit mit den Eltern eines Kindes oder Fachpersonen aus anderen Disziplinen wichtig, um die jeweiligen Kinder und Jugendlichen adäquat unterstützen zu können (Gahleitner et al., 2018, S. 135-136). Dazu eignet sich der Systemische Ansatz.

Systemisches Arbeiten

Bisher wurde herausgefunden, dass das (soziale) Umfeld von Kindern eine grosse Rolle spielt im Kontext von häuslicher Gewalt, generationsübergreifenden Mechanismen und in der Resilienz (siehe Kapitel 5 und 6). Systemisches Arbeiten analysiert den Menschen in Systemen und beachtet Wechselwirkungen und Zusammenhänge von Beziehungen, um komplexe Situationen zu verstehen und mögliche Ansatzpunkte für das weitere professionelle Vorgehen zu identifizieren. Durch den Einbezug des gesamten sozialen Umfelds – wie Familie, Schule und weitere Unterstützungsnetzwerke – können Ressourcen aktiviert und Veränderungsprozesse angestossen werden. In der Praxis soll dabei auf verschiedene Theorien zurückgegriffen werden, um nachhaltige Veränderungen zu ermöglichen (Hosemann & Geiling, 2021, S. 9-18).

Die systemische Arbeit lässt sich gut in Beratungen anwenden, wobei folgende Grundsätze zentral sind:

- Respekt gegenüber Klientel und Autonomie anerkennen, sensibler Umgang mit eigener "Expert:innenschaft".
- Wechselwirkung und Zusammenhänge erkennen und benennen, vernetzt Denken.
- Lösungs- und Ressourcenorientierung: Fokus auf Stärken von Klientel und System legen, diese (re)aktivieren. In der Arbeit mit Klient:innen sollen zirkuläre Fragen – Fragen, die auf eine Erweiterung der Perspektive auf das eigene Leben abzielen – genutzt werden und somit ein besseres Verständnis eigener Situationen und die Aktivierung alter und wirkungsvoller Handlungsalternativen eröffnet werden. Dabei sind auch hypothetische Fragen sinnvoll, um starre Denkmuster zu durchbrechen.
- Kontextsensibilität: Das Verhalten oder die Situation in einem Kontext zu sehen ist für beide Seiten – Klient:innen und Professionelle – sinnvoll, um diese erklären und daraufhin Lösungen dafür suchen zu können.
- Wichtig ist auch die stetige Reflexion der professionellen Handlungen und wenn nötig die darauffolgende Anpassung (Hosemann & Geiling, 2021, S. 27-30).

7.5 Beratung: Kinder und Bezugspersonen

In der Beratung gilt: Je jünger die Kinder, desto spielerischer und kreativer soll das Gespräch gestaltet werden. Auch kürzere Sätze und klare Kommunikation sind gefragt (Delfos, 2015). Wenn zuhause Gewalt angewendet wird, wird meist von allen Beteiligten erwartet, dass sie schweigen. Dabei zeige das Sprechen über das Erlebte einen positiven Effekt bei Kindern (Sauermost & Grieser, 2015, S. 271). Laut Landolt besteht bei Kindern, die eventuelle

Traumatisierungen erlebt haben, der Wunsch, darüber zu sprechen (2004, nach Sauermost & Grieser, 2015, S. 271). Auch in Frauenhäusern hat sich der Sprechbedarf von Kindern bestätigt, wenn diese die Möglichkeit dazu bekommen. Teilweise zeigt sich erst dadurch das Leid der Kinder. In Beratungen mit Kindern ist es sinnvoll, Klarheit zu bieten. Es soll ihnen – wie in der Traumapädagogik angemerkt – ein zumindest äusserlich sicherer Ort für die Beratung angeboten werden, um ihnen Offenheit zu ermöglichen. Die Kinder bestimmen selbst, was sie erzählen möchten und dürfen nicht dazu gedrängt werden durch suggestive Fragen zu bestimmten Aussagen verführt werden. Auch ist es wichtig, im Sinne der Transparenz und Vertrauensbeziehung mit ihnen abzumachen, was aus der Einzelberatung mit den Eltern oder Bezugspersonen besprochen werden darf. Denn der Einbezug erscheint doch als sinnvoll, um sie in der Unterstützung ihrer Kinder zu beraten und begleiten (Sauermost & Grieser, 2015, S. 271-275; Delfos, 2015). Die Elternarbeit und -beratung selbst nimmt ebenfalls einen wichtigen Teil in der Arbeit mit gewaltbetroffenen und traumatisierten Kindern ein (Dörr, 2013, S. 20). In der Vergangenheit hat sich gezeigt, dass der Einbezug von Eltern – ob diese Gewalt erfahren oder ausgeübt haben – in Interventionen einen positiven Effekt auf die Kinder hat. Auch ihre psychische Stabilität soll gefördert werden, um bei den Kindern wiederum eine Besserung zu erzielen (Overbeek et al., 2018, S. 195-196). Dabei geht es viel um die Sensibilisierung für Kinderbedürfnisse, Reflexionsförderung eigener Verhaltensweisen und Unterstützung mit bei der Bewältigung verschiedener Herausforderungen des Lebens.

Angebote für Eltern und Kinder gibt es viele, beispielsweise Gewaltberatungen oder Beratung in Opferhilfestellen, dann wiederum finden sich auch Gruppenangebote für Kinder, Eltern oder gemeinsame Gruppen, wobei sich die Gruppenmitglieder untereinander stärken können (vgl. Kinderschutz Schweiz, o. D.).

7.5.1 Sozialpädagogische Familienbegleitung – SPF

Überforderung und Stress bei der Alltagsbewältigung sind neben anderen Risikofaktoren häufige Auslöser für Häusliche Gewalt. Die sozialpädagogische Familienbegleitung setzt da an, um Familien in belasteten Situationen in ihrem Zuhause alltagsnah und praktisch zu begleiten und fördern (Messmer et al., 2021, S. 9-10; Wahl & Hess, 2009, S. 124-125). Der Auftrag von Familienbegleiter:innen liegt darin, die Erziehungskompetenzen von Eltern zu stärken und damit geht auch die Eltern-Kind-Beziehungsgestaltung einher. Dies wird häufig anhand verschiedener Methoden, darunter das Rollenspiel und Reflexion beobachteter Alltagssituationen umgesetzt (Messmer et al., 2021, S. 68-73). Es ist eine gute Abklärung des Auftrags und Motivation der Erziehungsberechtigten nötig, um durch die SPF nicht negative Zustände wie die der Häuslichen Gewalt zu stützen. Hausbesuche ermöglichen einen

vertieften Einblick in die Lebenswelt, Kompetenzen, Ressourcen und Beziehungen von Klient:innen und dahingehend auch die Möglichkeit gewaltfördernde Faktoren zu erkennen. Bei Bedarf kann eine Triage an spezialisierte Fachstellen zur Unterstützung erfolgen (Klein & Hofer, 2015, S. 286-289).

7.5.2 Täter:innenarbeit

In der Praxis des Kinderschutzes kommt es vor, dass bei verordneten Unterstützungsmassnahmen der Einbezug von Täter:innen vernachlässigt wird. Dies, obwohl es für die Beendigung der Gewalt essenziell ist und Begegnungen mit der gewaltausübenden Person auch nach einer räumlichen Trennung ein Kind retraumatisieren können (Garbe, 2018, S. 177-178). Jedoch können Tatpersonen häufig erst durch Druck oder Verfügung von Behörden und einem (temporären) Kontaktverbot zu den Kindern dazu bewegt werden, Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Dabei können sie beispielsweise auf "Täter:innenberatung" oder auch "soziale Trainings" zurückgreifen. Koesling betont die Wichtigkeit der Erstkontakte, bei denen die Täter:innen Wertschätzung als Personen und keine Vorurteile erfahren sollten. Damit soll die Offenheit zur gemeinsamen Erarbeitung gewaltfreier Alternativhandlungen ermöglicht werden (Koesling, 2020, S. 434-438). In einem für Väter entwickelten Programm von Katreena Scott (2011), "Caring Dads", soll über die Rekonstruktion der eigenen Geschichte mittels Genogrammen, das Informieren über und Mitfühlen von Kinderbedürfnissen, das Erkennen des eigenen Verhaltens und das Einüben neuer Verhaltensweisen das Gewaltpotenzial gestoppt oder minimiert werden (nach Koesling, 2020, S. 438-439).

7.6 Fazit

Das Aufbrechen des Gewaltkreislaufs und die Unterstützung von Kindern, die Häusliche Gewalt erfahren haben, erfordert einen ganzheitlichen Ansatz, der sowohl die betroffenen Kinder als auch ihr soziales Umfeld einbezieht. Es ist von zentraler Bedeutung, Schutz und Unterstützung durch erwachsene Bezugspersonen sicherzustellen und diese in den Veränderungsprozess zu integrieren. Dabei spielt die Stärkung der Ressourcen und die Förderung der Resilienz eine zentrale Rolle. Fachpersonen und Bezugspersonen müssen sensibilisiert und in ihrer Selbstreflexion gestärkt werden, um angemessen auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen zu können. Verschiedene Ansätze und Massnahmen, die an den jeweiligen Kontext und die spezifische Situation angepasst sind, müssen kombiniert und flexibel angewendet werden, um nachhaltige Veränderung zu erreichen. Letztlich sind stabile, positive Beziehungen innerhalb und ausserhalb der Familie entscheidend, ebenso wie die

Entwicklung von Bewältigungsstrategien für Kinder und ihre Bezugspersonen. Nur durch die ganzheitliche Betrachtung der individuellen, familiären und sozialen Dynamiken kann der Gewaltkreislauf langfristig unterbrochen und die gesunde Entwicklung der Kinder unterstützt werden (Open AI).

8 Schlussfolgerungen

In diesem Schlussteil der Bachelorthesis beantworten die Autorinnen anhand der zusammengetragenen Ergebnisse die zu Beginn aufgeführte Fragestellung. Anschliessend folgt der Bezug zur Sozialen Arbeit und ein Ausblick.

8.1. Diskussion der Ergebnisse

In der vorliegenden Bachelorthesis wurde sich eingehend mit dem Phänomen der "Häuslichen Gewalt" auseinandergesetzt. Dabei lag der Fokus insbesondere auf dem Kindesalter, um den betroffenen Kindern und ihren Missbrauchserfahrungen den Raum zu geben, den sie benötigen, um für ihre traumatischen Gewalterfahrungen angemessene Unterstützung zu erhalten. Zu Beginn der Bachelorthesis wurde daher folgende Fragestellung definiert:

Wie können Fachkräfte der Sozialen Arbeit von Häuslicher Gewalt betroffene Kinder unterstützen, damit erlebte Gewaltdynamiken nicht reproduziert, sondern verarbeitet werden können?

Um sich der Beantwortung dieser Fragestellung annähern zu können, musste zuerst der Terminus "Häusliche Gewalt" geklärt werden. So wurde durch die in Kapitel 2.1.1 definierten Gewaltformen bereits ein grundlegendes Problem aufgegriffen, nämlich die weitverbreitete Meinung, dass Kinder die Gewalt zwischen den Bezugspersonen miterleben, nicht als mitbetroffen angesehen werden (Dlugosch, 2010, S.38). Petri betont jedoch in Kapitel 3.1.2 betont, dass diese Kinder ebenso von den schwerwiegenden Folgestörungen der Häuslichen Gewalt betroffen sind, wie Kinder, die direkte Gewalt erleben (Petri 1995, nach Dlugosch, 2010, S.38). Aus dem ersten Teil der Arbeit geht somit hervor, welche Kinder als gewaltbetroffen einzustufen sind und in welchen Formen sich diese Gewaltbetroffenheit zeigen kann.

In einem zweiten Teil wurde nun eruiert, wo aufgrund der Häuslichen Gewalt Unterstützungsbedarf für die zuvor definierten "von Häuslicher Gewalt betroffenen Kinder" entstanden ist. Zu diesem Zweck wurde in Kapitel 2.1.2 eine Definition der Ursachen Häuslicher Gewalt erarbeitet, um eine Grundlage für das Handeln von Fachkräften der Sozialen Arbeit zu schaffen. Allerdings wurde festgestellt, dass das Phänomen der Häuslichen Gewalt aus multikausalen Zusammenhängen besteht. Um die Unterstützung der betroffenen Kinder sicherstellen zu können, ist es daher notwendig, Häusliche Gewalt aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu analysieren. So haben sich die Autorinnen dieser Arbeit auf drei Aspekte festgelegt:

Aspekt der Generationen

In Kapitel 3 wurden die historischen Missstände hinsichtlich der Kinder thematisiert und das, bis weit ins 20. Jahrhundert vertretene Recht des Vaters aufgezeigt, seinen Willen gegenüber der Familie mit Gewalt durchzusetzen (Büschi, 2012, S. 12). Dabei wird evident, dass die Vergangenheit der Gegenwart noch sehr nah ist. Dies unterstützt die aufgestellte Hypothese in Kapitel 3.2, wenn es um die Vermutung geht, dass die gegenwärtigen Vorgaben der Fürsorgeverantwortung gegenüber der Unversehrtheit von Kindern noch nicht von allen Familiensystemen anerkannt oder übernommen wurden.

Aus diesem untersuchten Aspekt lässt sich folgern, dass ein Teil der Kinder von Häuslicher Gewalt betroffen ist, da einerseits diese väterliche, gewaltvolle Durchsetzungsstrategie und andererseits aufgrund der über Jahre angewendeten Erziehungsstrategien der Züchtigung familiär weitergelebt und weitergegeben werden, wobei die Relevanz erkennbar wird, Bezugspersonen des gewaltbetroffenen Kindes in die Aufklärungs- und Beratungsarbeit miteinzubeziehen.

Gesundheitlicher Aspekt

Der gesundheitliche Aspekt wurde in verschiedenen Kapiteln untersucht. Im dritten Kapitel wurde zunächst auf potenzielle psychische, physische und soziale Gewaltfolgen eingegangen, wobei ersichtlich wurde, dass sich viele der Folgen erst im Jugend- oder Erwachsenenalter zeigen. Aus diesem Grund widmeten sich die beiden darauffolgenden Kapitel zwei dieser Spätfolgen, die sich gegenseitig bedingen. So zeigen sich Traumatisierungen aus dem Kindesalter häufig im späteren Verhalten als Erwachsene indem sie reinszeniert und anhand von Bindungserfahrungen an die nächste Generation weitergegeben werden. In diesem Zusammenhang können traumatische Erfahrungen wie Gewalterlebnisse in der Kindheit zugleich als Ursache und Folge intergenerationaler Gewaltmechanismen zu verstehen. So führen gewaltbetroffene Personen die Gewaltkette weiter, wenn sie in ihrer Elternrolle erlernte Verhaltensmuster und Bindungserfahrungen (unbewusst) weitergeben.

Aus diesem Aspekt lässt sich zum einen die Dringlichkeit der Vernetzung mit medizinischen, psychologischen oder therapeutischen Hilfestellungen ableiten. Dies gilt auch für Spätfolgen bei Jugendlichen und Erwachsenen.

Zum anderen wird der signifikante Einfluss ersichtlich, den Bezugspersonen auf ihre Kinder ausüben und wie essenziell es ist, die Möglichkeit zur Aufarbeitung eigener Traumata zu haben, um die Gewaltkette zu durchbrechen. Dies unterstreicht auch hier wieder die Relevanz der Einbeziehung von Familienmitgliedern und Angehörigen in die Intervention.

Soziologischer Aspekt

Die Gewaltfolgen des Erwachsenenalters (siehe Kapitel 3.1.2) führten auch den Stigmatisierungsprozess auf. Dieser verweist auf gesamtgesellschaftliche Mechanismen hin, die eine Tabuisierung Häuslicher Gewalt unterstützen. In Folge dessen ist für Betroffene die Hürde grösser, Unterstützung zu beziehen (Schomerus, 2013, S. 417).

Um diesen gesellschaftlichen Mechanismen auf den Grund zu gehen, wurde der soziologische Aspekt miteinbezogen (Kapitel 6) . In einem ersten Schritt wurde dabei analysiert, wie diese Mechanismen überhaupt entstehen. Die Analyse ergab, dass grösstenteils die Familie als primäre Sozialisationsinstanz (siehe Kapitel 6.1.1) mit ihrem Verhalten auf das Neugeborene einwirkt und von ihm anhand des Modelllernens verinnerlicht wird. Gleichzeitig beeinflusst das Neugeborene anhand seiner biologischen Geschlechtsmerkmale (siehe Kapitel 6.1.2.) das Verhalten der Familie (Hagemann-White, 1984, S.49-50).

Die gewonnenen Erkenntnisse verdeutlichen die zentrale Rolle von Vorbildern und die Bedeutung der Familie bei der Prägung von Verhaltensmustern. Dies macht es notwendig, nicht nur die Familie, sondern auch das soziale Umfeld in Aufklärungs- und Präventionsmaßnahmen miteinzubeziehen.

Denn wie sich einerseits herausstellt, spielen Vorbilder in der Übernahme von Verhaltensstrategien eine entscheidende Rolle, um die Weitergabe von Gewaltdynamiken an die nächste Generation zu verhindern. Dazu ist eine frühzeitige Intervention im Kindesalter erforderlich, um Gewalt als abweichendes Verhalten zu benennen und zu reduzieren, um so betroffene Personen zu schützen.

Andererseits wird deutlich, dass der Bedarf an Unterstützung zwischen den biologischen Geschlechtern aufgrund gesellschaftlich konstruierter Rollen unterschiedlich ausfällt. Es ist nicht angemessen, Männer automatisch in die Täterrolle und Frauen in die Opferrolle zu kategorisieren. Diverse Vorbilder und Aufklärung in der Gesellschaft über die Folgen stereotyper Kategorisierungen sind erforderlich, um dieses Muster zu durchbrechen. Wobei auch Fachkräfte der Sozialen Arbeit sich mit verinnerlichten Ideologien und Vorurteilen kritisch auseinandersetzen müssen, damit biologische Männer nicht als potenzielle Täter und biologische Frauen als hilfsbedürftig und schutzlos behandelt werden.

In den Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit konnten die Autorinnen viele Angebote und Handlungsansätze ausfindig machen, die unserer Einschätzung nach auf die von der Theorie abgeleiteten Bedürfnisse abgestimmt sind oder diesen Unterstützungsbedarf in gewisser Weise integrieren und angehen. Die Analyse vorhandener Angebote zeigt, dass viele Handlungsansätze und Unterstützungsmöglichkeiten thematisch und methodisch miteinander verknüpft sind. Die Überschneidung der Ansätze machen eine klare Trennung der Angebote demnach weder möglich noch notwendig. So können beispielsweise traumaspezifische Interventionen sowohl in Beratungen als auch sozialpädagogischen Begleitungen in Institutionen aber auch bei Klient:innen zuhause angewendet werden. Traumasensible Ansätze beinhalten wiederum auch Aspekte der Bindungspädagogik. In der Praxis sollen die Situationen, Familien und Kinder jeweils individuell angeschaut werden und dann jeweils darauf passende Interventionsmöglichkeiten angewendet werden. Auch eine Kombination von Möglichkeiten und Angeboten ist zu fördern, um eine umfassende Unterstützung und Deckung verschiedener Aspekte zu gewährleisten. Das wiederum erfordert eine interdisziplinäre Zusammenarbeit verschiedener Stellen und teilweise auch Professionen.

Im Rahmen von Interventionen ist der Entwicklungsstand des Kindes zu berücksichtigen, um eine möglichst effektive Unterstützung zu gewährleisten und eine positive Veränderung der Situation und des Zustandes des Kindes zu ermöglichen. Da die prägendste Zeit der Entwicklung im frühen Kindesalter liegt (Ahmling et al., 2023), ist es sinnvoll Interventionen auch so früh wie möglich anzusetzen. In der Arbeit mit Kindern und ihren Familien ist es wichtig sie erstmal mit ihren Möglichkeiten wertzuschätzen und die Kompetenzen und Ressourcen der Beteiligten zu stärken und damit eine Resilienzstärkung zu fördern. Weiter ist es essenziell, mit den Kindern und auch den Bezugspersonen positive Bewältigungsstrategien und Umgang mit Herausforderungen des Lebens und negativen Gefühlen umzugehen. Der Umgang mit Grenzen ist bei Häuslicher Gewalt ebenfalls wichtig zu thematisieren und üben, denn diese Gewalt überschreitet diese und Betroffene müssen teilweise erstmal wieder lernen, eigene Grenzen wahrzunehmen, diese zu äussern und auch andere Grenzen zu respektieren.

Die vorliegende Bachelorthesis zeigt an verschiedenen Stellen auf, wie die eigenen Erfahrungen die Gesundheit und die Entwicklung eines Menschen und auch dessen Kinder beeinflussen. Es ist daher von besonderer Relevanz, dass betroffene Menschen die Möglichkeit haben, diese Erfahrungen zu verarbeiten. Dies bedeutet, dass sie ihre eigene Biografie so gut wie möglich in ihre Lebensgeschichte integrieren, diese auf ihr Verhalten und ihre allgemeine Entwicklung reflektieren zu lernen und Alternativen zu dysfunktionalen Verhaltensweisen entwickeln können. Therapeutische Interventionen sowie vielfältige Beratungs- und Begleitungsangebote von Fachkräften können in diesem Prozess eine

wesentliche Rolle spielen (Deeppl Write). Die Relevanz der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und deren Auswirkungen bezieht sich nicht nur auf betroffene Klient:innen, sondern auch auf Fachpersonen. Dieser Aspekt wird im Kapitel 8.2 detaillierter behandelt.

Im Rahmen der Arbeit wurde wiederholt die Relevanz der Sensibilisierung von betroffenen Kindern und Erwachsenen sowie der ganzen Gesellschaft deutlich. Denn wie sich gezeigt hat, tragen schliesslich auch gesellschaftliche und strukturelle Faktoren zur Häuslichen Gewalt bei und diese müssen daher ebenfalls adressiert werden, um eine Veränderung zu fördern. Ausserdem können auch aussenstehende Personen eine Stütze für die in gewaltvollen Familien lebenden Menschen sein und insbesondere die Kinder unterstützen. Für die Kinder können externe Bezugspersonen von essenzieller Bedeutung sein, um sich Hilfe zu holen. Sie sind sogar auch auf sie angewiesen, wenn eigene Elternteile oder sonstige familiäre Bezugspersonen es nicht schaffen sie zu schützen. Um eine möglichst breite Zielgruppe zu erreichen, insbesondere Menschen, die nicht bereits mit Fachstellen vernetzt sind ist, empfiehlt es sich, erste Sensibilisierungsarbeit und Hilfsmöglichkeiten in einem niederschweligen Rahmen anzubieten. Darüber hinaus sind weitere Massnahmen erforderlich, insbesondere wenn sich Eltern oder andere Bezugspersonen der Hilfe verweigern und die Kinder dennoch Schutz benötigen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es für die Unterstützung von gewaltbetroffenen Kindern im häuslichen Kontext und das Stoppen des Gewaltkreislaufes über Generationen hinweg ein flexibles Vorgehen erforderlich ist, das individuelle und systemische Perspektiven vereint. Frühzeitige Interventionen, die Stärkung von Ressourcen sowie die Förderung von Bewältigungsstrategien bei Kindern und Eltern oder Bezugspersonen sind dabei von entscheidender Bedeutung. Um Kinder nachhaltig zu schützen ist auch die Sensibilisierung des gesellschaftlichen Umfelds ebenso wichtig wie niedrigschwellige Zugänge zu Hilfsangeboten.

8.2 Bedeutung für die Profession der Sozialen Arbeit

Die Profession der Sozialen Arbeit bewegt sich in einem Spannungsfeld zwischen individuellen Bedarfen, institutionellen Anforderungen und gesellschaftlichen Veränderungen (Avenir Social, 2010). Dies stellt für Professionelle der Sozialen Arbeit vielfältige und komplexe Herausforderungen bereit, die nicht nur durch Fachwissen bewältigt werden können.

Im Rahmen der Erarbeitung dieser Bachelorthesis konnte wiederholt die Erkenntnis gewonnen werden, dass die Reflexion einen zentralen Bestandteil der professionellen Arbeit von Sozialarbeitenden und Sozialpädagog:innen bildet und daher in vielfältiger Weise genutzt werden sollte (DeepIWrite). Reflexionsbedarf zeigt sich in spezifischen Situationen und deren Unterstützungsmassnahmen, in Handlungsansätzen im jeweiligen Rahmen, in den Möglichkeiten und Herausforderungen der jeweiligen Personengruppen (Klientel) sowie in der eigenen Haltung und Umsetzung professioneller Vorgaben. Die Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen des Lebens und deren Einfluss auf die Interaktion mit Klient:innen hat sich als besonders bedeutsam herausgestellt. Da Professionelle der Sozialen Arbeit mit ihrem Verhalten und der Beziehungsgestaltung ebenfalls als Lernmodelle für Bindungs- und Beziehungserfahrungen dienen, ist hier ein besonderer Fokus zu setzen. Die Reflexion und Verarbeitung eigener Erfahrungen ist nicht nur für Klient:innen, sondern auch für Fachpersonen von Bedeutung. So werden diese dazu befähigt, die Bedürfnisse ihrer eigenen Klient:innen bewusster und gezielter zu wahrzunehmen und darauf adäquat eingehen zu können. Gleichzeitig wird dadurch die Weiterentwicklung professioneller Kompetenzen gefördert (DeepIWrite). Reflexion kann auf verschiedene Weisen geschehen und sollte nebst der persönlichen Reflexion in der eigenen Arbeit von Professionellen auch im jeweils im institutionellen Rahmen integriert werden. Dies beispielsweise durch Intervisionen, Supervisionen, Coachings oder Weiterbildungen (Avenir Social, 2010, S. 13).

Damit geht auch einher, dass Fachpersonen die Kompetenz erwerben, Selbstfürsorge als Vorbild auszuüben. Denn die Arbeit mit (potenziell) traumatisierten Menschen erfordert viel von ihnen und kann auch zu sekundären Traumatisierungen oder Erschöpfung bei Fachpersonen führen. Vor diesem Hintergrund ist es von entscheidender Bedeutung, dass Fachkräfte lernen, sich zu schützen. Um den negativen Auswirkungen dieser Arbeit entgegenzuwirken, ist es daher empfehlenswert, eigene Signale wahrzunehmen und Selbstberuhigung zu trainieren. In diesem Zusammenhang erweist es sich als unterstützend, wenn Fachpersonen sich gezielt Zeit für sich selbst nehmen und Grenzen setzen. Dies kann als eine Form des liebevollen Umgangs mit sich selbst betrachtet werden. Zudem ist das Team und der offene Umgang mit dem eigenen Empfinden und dem Gemütszustand sowie der Austausch über die Probleme in Form von Psychohygiene besonders wichtig. Dabei ist es unterstützend, sich gezielt Zeit für sich zu nehmen und Grenzen setzen, als Form eines liebevollen Umgangs mit sich selbst sich auch an positive Erlebnisse zu erinnern. Ebenfalls spielt das Team und der offene Umgang mit eigenem Empfinden und Gemütszustand und Austausch eine wichtige Rolle. Auch Fachpersonen können hierbei auf entsprechende Übungen zurückgreifen, beispielsweise auf symbolische Rucksäcke mit nur relevantem Inhalt zu packen oder arbeitsrelevante Inhalte in der Institution zurückzulassen, aber auch positive

Erlebnisse in Form eines Briefes für weniger gute Tage zu schreiben, und sie so dabei wieder an Gutes zu erinnern. Auch eigene Kompetenzen können schriftlich und kreativ festgehalten werden (Scherwath & Friedrich, 2016, S. 189-207). Eine der Autorinnen dieser Arbeit hat im Rahmen ihres Praktikums ein Bild eines Schmetterlings als Symbol für die stetige und laufende Entwicklung in verschiedenen Bereichen im Büro aufgehängt.

Um Klient:innen und Fachkräfte zu unterstützen sollen nebst der individuellen Problemanalysen und des Einbezugs der Umwelt und Einbettung auch in gesellschaftliche Strukturen besonders Ressourcen aller Beteiligten gestärkt werden. Dies dient der Stärkung des Selbstvertrauens, was sich wiederum positiv auf den Umgang mit Herausforderungen auswirkt. Dies dient der Entwicklung von Betroffenen und unterliegt auch dem Ziel der Sozialen Arbeit (Avenir Social, 2010, S. 7).

Durch diese Arbeit wurde auch klar, wie wichtig die Sensibilisierung der Gesellschaft für verschiedene Themen der Sozialen Arbeit ist. Soziale Arbeit ist nicht nur für die Unterstützung von Einzelpersonen und Gruppen da, sondern auch für die Förderung einer gerechteren Gesellschaft.

Die Soziale Arbeit hält vielfältige Handlungsfelder bereit und hat zur Unterstützung des Klientels auch mit weiteren Disziplinen zu tun. Es hat sich gezeigt, dass eine interdisziplinäre Zusammenarbeit verschiedener Fachkräfte unerlässlich ist und diese gut organisiert sein sollte.

Ein weiterer Punkt der von den Autorinnen als wichtig erachtet wird ist, dass auf gesellschaftlicher und politischer Ebene eine Positionierung der Sozialen Arbeit stattfindet. Es gibt verschiedenste Ansätze und Angebote und es werden stets neue Ideen entwickelt. Unsere Praxiserfahrungen haben aber auch gezeigt, dass diese mit Ressourcen und politischen Entscheiden zusammenhängen, die solche Ansätze fördern oder auch ausbremsen können.

Für die berufliche Zukunft nehmen die Autorinnen mit, dass der Einbezug von Klient:innen und ihren Ressourcen sowie eine wertschätzende und respektvolle Haltung ihnen gegenüber zentral für eine professionelle Soziale Arbeit sind. Fachkräfte sollten Klient:innen als anpassungs- und lernfähige Personen betrachten und ihre individuellen Stärken fördern. Gleichzeitig erfordert die Tätigkeit in der Sozialen Arbeit ein hohes Mass an Selbstreflexion und Selbstfürsorge, da diese nicht nur die persönliche Weiterentwicklung unterstützen, sondern auch die fachliche Kompetenz und Energie fördern, die für eine wirkungsvolle Begleitung und interdisziplinäre Zusammenarbeit notwendig sind.

8.3 Kritische Würdigung und weiterführende Gedanken

Bereits vor der Bachelorthesis bestand bei beiden Autorinnen durch die Einblicke in Frauenhäuser des Kantons Bern ein grosses Interesse am Phänomen der Häuslichen Gewalt. Im Rahmen des reflektiven Austauschs wurde deutlich, dass es ein Bedürfnis darstellt, die Betroffenheit der gewaltbetroffenen Kinder zu benennen, weshalb die Forschungsfrage auf diesen Berufserfahrungen aufgebaut wurde.

Im Verlauf der Forschungsarbeit wurde deutlich, dass in der Literatur der Untersuchungsgegenstand häufig auf traditionell zugeschriebenen Rollen aufbaut. So wurde beispielsweise beim Thema der Bindung oftmals nur die Mutter als Bezugsperson benannt und der Vater bei den Untersuchungen weggelassen. Auch die Zuschreibung Täter- und Opferrollen wurde teilweise scheinbar unhinterfragt den Geschlechtern zugeordnet. Dies erschwerte die Entwicklung eines möglichst urteilsfreien Ansatzes, um der Situation und den Betroffenen möglichst gerecht werden zu können.

Ausserdem hätte die vorliegende Arbeit durch eine stärkere Eingrenzung, beispielsweise auf ein spezifisches Handlungsfeld oder einen bestimmten Ansatz, gezielter auf die Thematik und die Handlungsmöglichkeiten eingehen können. Aufgrund der Vielzahl an bedeutsamen Angeboten, Ansätzen und Methoden, die auf die Unterstützung von gewaltbetroffenen Kindern und die Beendigung von Gewalt anwendbar sind, gestaltete sich die Auswahl als schwierig. So konnte nicht auf alle Aspekte detailliert eingegangen werden. Eine solche Vorgehensweise hätte jedoch die Möglichkeit eröffnet, konkrete Aussagen für die Praxis zu entwickeln (Deeppl Write). Dafür konnte durch die Fokussierung auf die Betroffenheit der Kinder sowie durch die Herangehensweise aus verschiedenen Aspekten eine relativ umfassende Analyse erzielt werden.

Ausblick

Durch die intensive Auseinandersetzung mit dem Thema der Häuslichen Gewalt, eröffnete sich ein weiterführendes Forschungsgebiet. So wäre es spannend und enorm hilfreich für die Soziale Arbeit herauszufinden, ob denn nun die Gewalterfahrungen in den beschriebenen Praktiken und Angeboten tatsächlich verarbeitet werden können. Ein geeigneter Ansatz für diese Untersuchung wäre beispielsweise ein Erfahrungsaustausch in Form einer qualitativen oder quantitativen wissenschaftlichen Arbeit.

9 Quellenverzeichnis

- Ahmling, M. K., Lorenz, S., Eickhorst, A. Menrath, I. & Liel, C. (2023). Negative Kindheitserfahrungen von Müttern und generationsübergreifende familiäre Gewalt. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 72(6), 483-500. <https://www.vr-elibrary.de/doi/10.13109/prkk.2023.72.6.483>
- Aichinger, A. (2011). *Resilienzförderung mit Kindern: Kinderpsychodrama* (Band 2). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ainsworth, D. S. & Wittig, B. (2003). Mary D. S. Ainsworth & Barbara Wittig: Bindungs- und Explorationsverhalten einjähriger Kinder in einer Fremden Situation (1969). In Klaus E. Grossmann & K. Grossmann (Hrsg.), *Bindung und menschliche Entwicklung: John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlage der Bindungstheorie* (S. 112-145). (Originalquelle veröffentlicht in 1969). Klett-Cotta.
- Artino, A.R.Jr. (2007). *Observational Learning and the Bobo Doll*. University of Connecticut. https://scholar.google.com/scholar?hl=de&as_sdt=0%2C5&q=Bandura%2C+Ross%2C+and+Ross%3A++Observational+Learning+and+the+Bobo+Doll++Anthony+R.+Artino%2C+Jr.++University+of+Connecticut++January+1%2C+2007+&btnG=
- Avenir Social. (2010). *Berufkodex Soziale Arbeit Schweiz: Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen*.
- Bandura, A. (1971). *Social Learning Theory*. General Learning Corporation. https://www.asecib.ase.ro/mps/Bandura_SocialLearningTheory.pdf
- Bauer, U. & Hurrelmann, K. (2018). *Einführung in die Sozialisationstheorie: Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung* (12. Aufl.). Beltz Verlag.
- Bausum, J. (2023). Ressourcen der Gruppe zur Selbstbemächtigung: "Ich bin und ich brauche euch". In J. Bausum, L. U. Besser, M. Kühn & W. Weiss (Hrsg.), *Traumapädagogik: Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis* (4. Aufl.) (S. 174-183). Beltz Juventa.

- Bausum, J., Besser, L.-U., Kühn, M. & Weiss, W. (Hrsg.). (2023). *Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis* (4. Aufl.). Beltz Juventa.
- Bock, J. & Braun, K. (2013). Tierexperimentelle Befunde zum Einfluss von biographisch frühem Stress. In Grabe, H.J. & Spitzer, C. (Hrsg.). *Kindesmisshandlung: Psychische und körperliche Folgen im Erwachsenenalter*. Kohlhammer.
- Bogyi, G. (2011, 4. Oktober). Traumatisierung im Kindes- und Jugendalter. *Pädiatrie & Pädologie*, 46(4), 34 -37. <https://doi.org/10.1007/s00608-011-0307-5>
- Boszormenyi-Nagy, I. & Spark, M. G. (1981). *Unsichtbare Bindungen: Die Dynamik familiärer Systeme* (Gangloff, S. A., Übers.), Harper & Row. (Originalquelle veröffentlicht in 1973).
- Bourdieu, P. (2005). *Die männliche Herrschaft* (Bolder, J., Übers.). Suhrkamp Verlag. (Originalquelle veröffentlicht in 1998).
- Bowlby, J. (2006). *Bindung* (Mander, G., Übers.). (Originalquelle veröffentlicht in 1969). Ernst Reinhardt.
- Bowlby, J. (2016). *Frühe Bindung und kindliche Entwicklung* (Seemann, U., Übers.) (7. Aufl.). (Originalquelle veröffentlicht in 1953). Ernst Reinhardt.
- Brisch, K. H. (2006). Bindung und Trauma – Schutzfaktoren und Risiken für die Entwicklung von Kindern. *PiD – Psychotherapie im Dialog*, 7(4), 382-386. <https://doi.org/10.1055/s-2006-951830>.
- Brisch, K. H. (2018). Trauma ist nicht gleich Trauma: Die spezifischen Auswirkungen von Bindungstraumatisierungen auf Opfer, Täter und Behandler. In K. H. Brisch (Hrsg.), *Bindungstraumatisierungen: Wenn Bindungspersonen zu Tätern werden* (2. Aufl.) (S. 12-22). Klett-Cotta.
- Brisch, K. H. (2022). *Bindungsstörungen: Von der Bindungstheorie zur Beratung und Therapie* (19. Aufl.). Klett-Cotta.
- Brisch, K. H. (2023). "Schütze mich, damit ich mich finde": Bindungspädagogik und Neuerfahrung nach Traumata. In J. Bausum, L. U. Besser, M. Kühn & W. Weiss

(Hrsg.), Traumapädagogik: Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis (4. Aufl.) (S. 132-147). Beltz Juventa.

Bundesamt für Statistik. (2024, 25 Juli). *Häusliche Gewalt: Geschädigte Personen nach Alter und Geschlecht* [Datensatz].

<https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kriminalitaet-strafrecht/polizei/haeusliche-gewalt.assetdetail.30887700.html>

Buskotte, A. (2013). Prävention häuslicher Gewalt mit Kindern und Jugendlichen: Kooperation zwischen Schule, Jugendhilfe und Beratungseinrichtungen. In B. Kavemann & U. Kreyssig (Hrsg.), *Handbuch Kinder und häusliche Gewalt* (3. Aufl.) (S. 532-541). Springer VS

Büschi, N.R. (2012). *Familiäre Gewalt an Kindern: Eine Untersuchung der Umsetzung der staatlichen Schutzpflichten im Strafrecht*. Schulthess Juristische Medien AG.

Büttner, M. (2020a). Häusliche Gewalt und die Folgen für die Gesundheit. In M. Büttner (Hrsg.), *Handbuch Häusliche Gewalt* (S. 3-23). Schattauer.

Büttner, M. (2020b). *Handbuch Häusliche Gewalt*. Schattauer.

Cyba, E. (2010). Konzepte zum Geschlecht. In B. Kortendiek & R. Becker (Hrsg.) *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (3. Aufl.). VS Verlag.

Dachorganisation Frauenhäuser Schweiz und Liechtenstein DAO. (o. D.).

FRAUENHÄUSER. <https://www.frauenhaeuser.ch/de/haeusliche-gewalt-kinder>

De Andrade, M. & Gahleitner, S. B. (2020). Kinder, die von Partnerschaftsgewalt mitbetroffen sind. In M. Büttner (Hrsg.), *Handbuch Häusliche Gewalt* (S. 91-98). Schattauer.

Delfos, M. F. (2015). *"Sag mir mal...": Gesprächsführung mit Kindern. 4-12 Jahre* (10. Aufl.). Beltz.

DeMause, L. (Hrsg.). (1980). *Hört ihr die Kinder weinen: Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit* (Wiggershaus R. & Wiggershaus R., Übers.). Suhrkamp. (Originalquelle veröffentlicht in 1974).

Der Bundesrat. (2024, 13. September). *Kinder besser vor Gewalt in der Erziehung schützen* [Pressemeldung].

<https://www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-102440.html#links>

Dlugosch, S. (2010). *Mittendrin oder nur dabei?: Miterleben häuslicher Gewalt in der Kindheit und seine Folgen für die Identitätsentwicklung* (1.Aufl). VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dörr, M. (2011, Dezember). Trauma und Gewalt. *Sozial Extra*. <http://www.springer.com/tdm>

Dörr, M. (2013). Das Ethos des sozialen Ortes "Heim" und die Haltung von PädagogInnen. Eine notwendige und doch störbare Einheit. In B. Lang, C. Schirmer, T. Lang, I. A. de Hair, T. Wahle, J. Bausum, W. Weiss & M. Schmid (Hrsg.), *Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe: Eine Praxis- und Orientierungshilfe der BAG Traumapädagogik* (S. 14-31). Beltz Juventa.

Dudenredaktion (o.D.). Gewalt. *Duden online*. Abgerufen am 22. Oktober 2024, von <https://www.duden.de/rechtschreibung/Gewalt>

Eidgenössisches Büro für Gleichstellung. (2009). *Bericht über Gewalt in Paarbeziehungen: Ursachen und in der Schweiz getroffene Massnahmen*. [https://www.buerobass.ch/fileadmin/Files/2009/Gewalt in Paarbeziehungen Bericht Bundesrat.pdf](https://www.buerobass.ch/fileadmin/Files/2009/Gewalt%20in%20Paarbeziehungen%20Bericht%20Bundesrat.pdf)

Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann EBG. (2020a, Juni). A1 *Definition, Formen und Folgen häuslicher Gewalt*. <https://backend.ebg.admin.ch/fileservice/sdweb-docs-prod-ebgch-files/files/2023/08/28/9f8e5fd3-350a-463a-a737-48d54191a1a5.pdf>

Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann EBG. (2020b, Juni). B1 *Gewalt in Trennungssituationen*. <https://backend.ebg.admin.ch/fileservice/sdweb-docs-prod-ebgch-files/files/2023/08/28/57714764-56e3-4805-8810-58a7dae71b3c.pdf>

Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann EBG. (2020c, Juni). B3. *Häusliche Gewalt gegen Kinder und Jugendliche* [PDF].

<https://backend.ebg.admin.ch/fileservice/sdweb-docs-prod-ebgch-files/files/2023/08/28/5ad297ba-84a6-4913-9ea1-47365673d1f4.pdf>

Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann EBG. (2023, August). *Istanbul-Konvention*. <https://www.ebg.admin.ch/de/istanbul-konvention>

Eidgenössisches Büro zur Gleichstellung von Frau und Mann EBG. (2024, Juli). *A4 Zahlen zu häuslicher Gewalt in der Schweiz*.

<https://backend.ebg.admin.ch/fileservice/sdweb-docs-prod-ebgch-files/files/2024/07/30/2eee4d61-c076-4a2e-aa86-2c76b33f398b.pdf>

Europarat. (2022). *Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt: (Istanbul-Konvention)*. Abgerufen am 20.12.2024. <https://www.fedlex.admin.ch/eli/cc/2018/168/de>

Europarat. (2024, 25. November). *25. November – Internationaler Tag zur Beseitigung der Gewalt gegen Frauen*. <https://www.coe.int/de/web/portal/25-november-against-domestic-violence>

Fachverband Traumapädagogik. (2011). *Standards für traumapädagogische Konzepte in der stationären Kinder- und Jugendhilfe* [PDF].

https://chtp.ch/download/21/Standards_.pdf
<https://chtp.ch/de/download>

Felitti, V. J., Anda, R. F., Nordenberg, D., Williamson, D. F., Spitz, A. S., Edwards, V., Koss, M. P. & James, J. S. (1998). Relationship of Childhood Abuse and Household Dysfunction to Many of the Leading Causes of Death in Adults: The Adverse Childhood Experiences (ACE) Study. *American Journal of Preventive Medicine*, 14(4), 245-258. [https://doi.org/10.1016/s0749-3797\(98\)00017-8](https://doi.org/10.1016/s0749-3797(98)00017-8)

Fischer, A. & Gold, S.M. (2013). Psychoneuroimmunologische Langzeitwirkungen traumatischer Kindheitserfahrungen. In Grabe, H.J. & Spitzer, C. (Hrsg). *Kindesmisshandlung: Psychische und körperliche Folgen im Erwachsenenalter*. Kohlhammer.

Fischer, G. & Riedesser P. (2009). *Lehrbuch der Psychotraumatologie* (4. Aufl.). Ernst Reinhardt.

- Gahleitner, S. B., Gerlich, K., Hinterwallner, H. & Radler, H. (2018). In K. H. Brisch (Hrsg.), *Bindungstraumatisierungen: Wenn Bindungspersonen zu Tätern werden* (S. 127-139). Klett-Cotta.
- Gelles, R. J. (2002). Gewalt in der Familie. In W. Heitmeyer & J. Hagan (Hrsg.), *Internationales Handbuch der Gewaltforschung* (S. 1043-1077). Westdeutscher Verlag.
- Goffman, E. (2001). Das Arrangement der Geschlechter. In Knoblauch, H. (Hrsg.). *Interaktion und Geschlecht* (2.Aufl.). Campus Verlag.
- Garbe, E. (2018). Das fragmentierte Selbst: Die Methode der Integration traumaassoziierter Selbstanteile in der Kinder- und Jugendpsychotherapie. In K. H. Brisch (Hrsg.), *Bindungstraumatisierungen: Wenn Bindungspersonen zu Tätern werden* (2. Aufl.) (S. 170-179). Klett-Cotta.
- Gloger-Tippelt, G. (1999). Transmission von Bindung über die Generationen – Der Beitrag des Adult Attachment Interview. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 48(2), 73-85. Vandenhoeck & Ruprecht.
<https://doi.org/10.23668/psycharchives.10838>
- Grabe, H. J. & Spitzer, C. (2013). *Kindesmisshandlungen: Psychische und körperliche Folgen im Erwachsenenalter*. W. Kohlhammer GmbH Stuttgart
- Grossmann, K. & Grossmann, K. E. (2012). *Bindungen - das Gefüge psychischer Sicherheit*. Klett-Cotta.
- Hagemann-White, C. (1984). Sozialisation: Weiblich - männlich? In Baacke, D., Bode, E., Frasc, G., Krüger, H., Naundorf, G. & Ungern, R (Hrsg.), *Alltag und Biografie von Mädchen*. Leske Verlag + Budrich GmbH.
- Hagemann-White, C. & Lenz, H.J. (2022). Gewalt. In Ehlert, G., Funk, H. & Stecklina, G. (Hrsg.). *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht* (2.Aufl.). Beltz Juventa
- Henschel, A. (2018). "Meine zweite Kindheit". Entwicklungsrisiken für Mädchen und Jungen, die häusliche Gewalt erleben, und deren Resilienzstärkung durch Frauenhausarbeit. In G. Lenz & A. Weiss (Hrsg.), *Professionalität in der Frauenhausarbeit. Aktuelle Entwicklungen und Diskurse* (S. 63 - 80). Springer VS.

- Herman, J. (2018). *Die Narben der Gewalt: Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden* (5. Aufl.) (Koch, V. & Weitbrecht, R., Übers.). Junfermann Verlag.
- Hintermeier, S. (2021). Traumatisierung im Kindesalter und strukturelle Störungen: Die Spätfolgen von Bindungs- und Entwicklungstraumatisierung. *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie*, 20(S1), 9-22. Springer.
<https://doi.org/10.1007/s11620-021-00623-y>
- Hohendorf, I. (2023). Geschlechterspezifische körperliche Gewalt im halböffentlichen und privaten Raum. In E. Labouvie (Hrsg.), *Geschlecht, Gewalt und Gesellschaft: Interdisziplinäre Perspektiven auf Geschichte und Gegenwart*. Transcript Verlag.
- Hosemann, W. & Geiling, W. (2021). *Einführung in die Systemische Soziale Arbeit* (2. Aufl.). Ernst Reinhardt.
- Huber, M. (2011, 4. Dezember). Früher Stress – späte Folgen: Zur Bedeutung von Bindungspersonen für die seelische Entwicklung von Kindern. *Sozial Extra*, 35, 20-22. <https://doi.org/10.1007/s12054-011-0406-3>
- Huber, M. (2003). *Trauma und die Folgen: Trauma und die Traumabehandlung Teil 1*. Junfermann Verlag.
- Humanrights.ch. (o. D.). *Häusliche Gewalt – Dossier*.
<https://www.humanrights.ch/de/ipf/menschenrechte/familie/dossier/>
- Jegodtka, R. & Luitjens, P. (2016). *Systemische Traumapädagogik: Traumasensible Begleitung und Beratung in psychosozialen Arbeitsfeldern*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Julius, H. (2009). Bindung und familiäre Gewalt-, Verlust- und Vernachlässigungserfahrungen. In H. Julius, B. Gasteiger-Klicpera & R. Kissgen (Hrsg.), *Bindung im Kindesalter. Diagnostik und Interventionen* (S. 13-26). Hogrefe.
- Kinderschutz Schweiz. (o. D.). *"Es soll aufhören!" Unterstützungsangebote: In fünf Kurzreportagen des Filmers Michele Andina werden Unterstützungsangebote für Kinder, die von Partnerschaftsgewalt betroffen sind, vorgestellt*.
<https://www.kinderschutz.ch/angebote/herunterladen-bestellen/es-soll-aufhoeren-angebote>

- Kizilham, J. I. & Klett, C. (2023). *Geschlecht, Gewalt und Ehre in der europäischen Moderne*. In E. Labouvie (Hrsg.), *Geschlecht, Gewalt und Gesellschaft: Interdisziplinäre Perspektiven auf Geschichte und Gegenwart*. Transcript Verlag.
- Klein, A. & Hofer, T. (2015). Die aufsuchende Praxis bei häuslicher Gewalt des Kinder- und Jugenddienstes Basel Stadt. In M. von Fellenberg & L. Jurt (Hrsg.), *Kinder als Mitbetroffene von Gewalt in Paarbeziehungen: Ein Handbuch* (S. 283-290). eFeF-Verlag.
- Koesling, A. (2020). Caring Dads – ein Interventionsprogramm für gewalttätige Väter. In M. Büttner (Hrsg.), *Handbuch Häusliche Gewalt* (S. 434-443). Schattauer.
- Korittko, A. (2016). *Posttraumatische Belastungsstörungen bei Kindern und Jugendlichen*. Carl-Auer Verlag.
- Korittko, A. (2020). Gewalt gegen Kinder. In M. Büttner (Hrsg.), *Handbuch Häusliche Gewalt* (S. 99-106). Schattauer.
- Kraemer, H. (2003). *Das Trauma der Gewalt: Wie Gewalt entsteht und sich auswirkt. Psychotraumata und ihre Behandlung*. Kösel.
- Kühner, A. (2008). *Trauma und kollektives Gedächtnis*. Psychosozial Verlag.
- Lamnek, S., Luedtke, J., Ottermann, R. & Vogl, S. (2013). *Tatort Familie: Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext* (3.Aufl.) Springer VS.
- Lang, T. (2013). Bindungspädagogik – Haltgebende, verlässliche und einschätzbare Beziehungsangebote für Kinder und Jugendliche. In B. Lang, C. Schirmer, T. Lang, I. A. de Hair, T. Wahle, J. Bausum, W. Weiss & M. Schmid (Hrsg.), *Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe: Eine Praxis- und Orientierungshilfe der BAG Traumapädagogik* (S. 187-218). Beltz Juventa.
- Meier, K. (2015). Frauenhäuser. In M. von Fellenberg & L. Jurt (Hrsg.), *Kinder als Mitbetroffene von Gewalt in Paarbeziehungen* (S. 171-178). eFeF-Verlag.
- Messner, H., Wetzel, M., Fellmann, L. & Käch, O. (2021). *Sozialpädagogische Familienbegleitung: Ausgangsbedingungen – Praxis – Wirkungen*. Beltz Juventa.

- Meuser, M. (2022). Hegemoniale Männlichkeit. In Ehlert, G., Funk, H. & Stecklina, G. (Hrsg). *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht* (2.Aufl.). Beltz Juventa.
- Naumann, M. (2022). (Trans-)Patriarchat. In Ehlert, G., Funk, H. & Stecklina, G. (Hrsg). *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht* (2.Aufl.). Beltz Juventa.
- Open AI (2024). ChatGPT (Version 2). <https://chat.openai.com>
- Opferhilfegesetz. (2007). <https://www.fedlex.admin.ch/eli/oc/2008/232/de>
- Opferhilfe-schweiz. (o. D.). *Häusliche Gewalt*. <https://www.opferhilfe-schweiz.ch/de/ich-bin-opfer-von/hauslichegewalt/>
- Overbeek, M. M., de Schipper, C., Lamers-Winkelmann, F. & Schuengel, C. (2018). Kinder unter dem Einfluss des Erlebens von Gewalt zwischen den Eltern: Welche Hilfen gibt es für die Beteiligten? In K. H. Brisch (Hrsg.), *Bindungstraumatisierungen: Wenn Bindungspersonen zu Tätern werden* (2. Aufl.) (S. 180-201). Klett-Cotta.
- Popitz, H. (2006). Soziale Normen. In Essbach, W. & Pohlmann, F. (Hrsg). *Soziale Normen* (1.Aufl.). Suhrkamp.
- Rauwald, M. (2013). *Vererbte Wunden: transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen*. Beltz.
- Resick, P. (2003). *Stress und Trauma: Grundlagen der Psychotraumatologie* (Maercker, A. Übers.). (Hrsg.). Hans Huber. (Originalquelle veröffentlicht in 2001).
- Ruppert, F. (2018). *Trauma, Bindung und Familienstellen: Seelische Verletzungen verstehen und heilen* (7. Aufl.). Klett-Cotta.
- Sapolsky, M.R. (2017). *Gewalt und Mitgefühl: Die Biologie des menschlichen Verhaltens*. Carl Hanser Verlag München.
https://files.hanser.de/Files/Article/ARTK_LPR_9783446256729_0001.pdf
- Sauermost, S. & Grieser, M. T. D. (2015). KidsPunkt – ein Pilotprojekt im Kontext des Zürcher Gewaltschutzgesetzes. In M. von Fellenberg & L. Jurt (Hrsg.), *Kinder als Mitbetroffene von Gewalt in Paarbeziehungen: Ein Handbuch* (S. 271-282). eFeF-Verlag.

- Scherwath, C. & Friedrich, S. (2016). *Soziale pädagogische Arbeit bei Traumatisierung* (3. Aufl.). Ernst Reinhardt Verlag.
- Schmid, M., Fegert, J. M. & Kölch, M. (2020). Komplex traumatisierte Kinder, Jugendliche und Heranwachsende. In M. Kölch, M. Rassenhofer & J. M. Fegert (Hrsg.), *Klinikmanual Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie* (S. 311-327). Springer. http://link.springer.com/10.1007/978-3-662-58418-7_18
- Schomerus, G. (2013). Stigmatisierung der Opfer von Kindesmisshandlung. In Grabe, H.J. & Spitzer, C. (Hrsg.). *Kindesmisshandlung: Psychische und körperliche Folgen im Erwachsenenalter*. Kohlhammer.
- Schulz, S., Eifler, S. & Baier, D. (2011, März). Wer den Wind sät, wird Sturm ernten. Die Transmission von Gewalt im empirischen Theorievergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 63(1), 111 – 145. <https://doi.org/10.1007/s11577-010-0127-9>
- Solidarité Femmes. (o. D.a). *IMI FLIEGT: SCHULPROJEKT IM KAMPF GEGEN HÄUSLICHE GEWALT*. <https://solfemmes.ch/index.php/de/projekte/imi-fliegt>
- Solidarité Femmes. (o. D.b). *UND DIE KINDER? – CAMELEON*. <https://solfemmes.ch/index.php/de/themen/kinder?start=3>
- Southern, S. & Sullivan, R. D. (2021, 30. August). Family Violence in Context: An International Systemic Model. *The Family Journal*, 29(3), 260-291. <https://doi.org/10.1177/10664807211006274>
- Staub, T. & Seidl, S. (2024). *Traumapädagogik: Grundlagen und Praxiswissen (Kindheits-) Trauma und traumapädagogische Standards*. Springer.
- Steele, H., Brown, D. & Sinason, V. (2018). Bindung und komplexes Trauma. In K. H. Brisch (Hrsg.), *Bindungstraumatisierungen: Wenn Bindungspersonen zu Tätern werden* (2. Aufl.) (S. 92-112). Klett-Cotta.
- Stövesand, S. (2022). Häusliche Gewalt. In Ehlert, G., Funk, H. & Stecklina, G. (Hrsg.). *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht* (2.Aufl.). Beltz Juventa.

- Strasser, P. (2013). "In meinem Bauch zitterte alles" - Traumatisierung von Kindern durch Gewalt gegen die Mutter. In B. Kavemann & U. Kreyssig (Hrsg.), *Handbuch Kinder und häusliche Gewalt* (3. Aufl.) (S. 47-59). Springer VS.
- Streeck-Fischer, A. (2006). *Trauma und Entwicklung: Frühe Traumatisierungen und ihre Folgen in der Adoleszenz*. Schattauer.
- Streeck-Fischer, A. (2013). Kindesmisshandlung aus kinder- und jugendpsychiatrischer Perspektive. In Grabe, H.J. & Spitzer, C. (Hrsg.). *Kindesmisshandlung: Psychische und körperliche Folgen im Erwachsenenalter*. Kohlhammer.
- Unicef Schweiz. (o. D.). *Konvention über die Rechte des Kindes*.
https://www.unicef.ch/sites/default/files/2018-08/un-kinderrechtskonvention_de.pdf
- Vom Hoff, K. (2023). *Traumasesensibles Arbeiten für Therapieberufe*. Springer.
- Wahl, K. & Hees, K. (2009). *Täter oder Opfer? Jugendgewalt – Ursachen und Prävention*. Ernst Reinhardt.
- Wang, X. (2022, Juni). Intergenerational effects of childhood maltreatment: The roles of parents' emotion regulation and mentalization. *Child Abuse & Neglect*, 128, 104910. 10.1016/j.chiabu.2021.104940
- Weiss, W. (2013). Selbstbemächtigung/Selbstwirksamkeit – ein traumapädagogischer Beitrag zur Traumaheilung. In B. Lang, C. Schirmer, T. Lang, I. A. de Hair, T. Wahle, J. Bausum, W. Weiss & M. Schmid (Hrsg.), *Traumapädagogische Standards in der stationären Kinder- und Jugendhilfe: Eine Praxis- und Orientierungshilfe der BAG Traumapädagogik* (S. 145-156). Beltz Juventa.
- Weiss, W. & Expertinnen. (2018). Der soweit als möglich sichere Ort. In W. Weiss & A. Sauerer (Hrsg.), *"Hey, ich bin normal!": Herausfordernde Lebensumstände im Jugendalter bewältigen. Perspektiven von Expertinnen und Profis* (S. 119-124). Beltz Juventa.
- Weiss, W. (2023). Selbstbemächtigung – ein Kernstück der Traumapädagogik. In J. Bausum, L. U. Besser, M. Kühn & W. Weiss (Hrsg.), *Traumapädagogik: Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis* (4. Aufl.) (S. 148-166). Beltz Juventa.

Weltgesundheitsorganisation. (2003). *Weltbericht Gewalt und Gesundheit*.

http://www.gesunde-maenner.ch/data/data_160.pdf

West, C. & Zimmerman, D. H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 125 –151.

https://journals.sagepub.com/doi/abs/10.1177/0891243287001002002?casa_token=BMK-oYy2AwgAAAAA:QJrbupz9ywwDERw3mkx2O4Gj8Gf-ARoAz1oVjV-760S0UJdByGOP_ozM13dFv2bjGns_zz4ewht97Q&casa_token=VkDIUDYBZogAAA_AA:gTuf3Wbt4jK4cDess32pWhjHjGHox598JQwM5ICRMtC_PYfXtuUUI3eRzHoohoxTI1MJ-37Hc-J82Q

Wetterer, A. (2010). Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der

Zweigeschlechtlichkeit. In B. Kortendiek & R. Becker (Hrsg.) *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (3. Aufl.). VS Verlag.

9.1 Nutzung von künstlicher Intelligenz

Kapitel und Seitenangabe	KI Tool	Art der Verwendung
Kapitel 6.1.1: S.41, S.42, S.43	DeepL SE (2024). DeepL Übersetzer https://www.deepl.com/de/translator	Übersetzung eines wissenschaftlichen Textes vom Englischen ins Deutsche. Paraphrase wurde eigenständig erstellt.
S. II, Abstract S. 55, Zeilen 16-31 S. 72, Zeilen 5-9 S. 72, Zeilen 14-21 S. 74, Zeilen 21-28	DeepL (2024). DeepL Write https://www.deepl.com/de/write	Überarbeitung eigener Texte im wissenschaftlichen Stil.
Gesamte Arbeit	Duden (2024). Duden Rechtschreibprüfung online https://www.duden.de/rechtschreibpruefung-online	Überprüfung der Grammatik und Rechtschreibung.

Open AI, ChatGPT		
Textstelle	Art der Verwendung	Prompt
S. 66, Zeilen 19-33	Mit ChatGPT überarbeiteter Text	Wie kann ich diesen Text mit meinen eigenen Worten in einen flüssigeren Text verwandeln?: [Schwierigkeiten alle Familien und Kinder erreichen zu können, schliesslich gilt es auch das Geheimnis der Gewalt zu wahren. - Kinder sind auf Schutz und Unterstützung Erwachsener angewiesen, herausgefunden. Deshalb beschränken sich die Handlungsmöglichkeiten nicht auf Kinder sondern auch ihr Umfeld / System wird möglichst integriert. Sensibilisierung von Bezugspersonen und Fachpersonen, auch Betroffene selbst oder sonstiges Umfeld Stärkung der Ressourcen / Resilienzförderung als zentrale Ziele in der Arbeit mit Kindern, die häusliche Gewalt erlebt haben Es fließt einiges ineinander hinein/lassen sich verbinden, In der Praxis also verschiedene Ansätze und Ziele verknüpfbar Einordnen und Besprechen des Geschehens sinnvoll auch im Sinne der Traumaverarbeitung. Trauma kann verwirrend sein, widersprüchlich wenn von Bindungspersonen und diese Einordnung und Klarheit, Wissen darüber und Stärkung/Erkennen eigener Fähigkeiten kann sich positiv auf die eigene Entwicklung auswirken. Schlussendlich dient auch das

		<p>dem Stoppen von Gewalt. Fazit: Beziehungen und schützende positive Beziehungen wichtig – auch ausserhalb der Familie. Auch Selbstreflexion bei Fachpersonen oder den zu schulenden Bezugspersonen. Netzwerkarbeit bei Kindern eine wichtige Rolle. Üben des Umgangs mit eigenen Emotionen - für Eltern und Kind. Handlungsansätze immer im jeweiligen Kontext / Handlungsfeld sehen und dort angepasst integrieren, auch ans Klientel integrieren. Spielerisch/kreative Handlungsweisen für Arbeit mit Kindern. Literatur untersucht Mütter (als Bezugspersonen) wodurch auch ihnen die Schuld zugewiesen wird Es wird klar, dass nachhaltige und effektive Unterstützung und Handlungsbedarf nicht mit einem Ansatz oder Massnahme zur erfolgreichen Unterstützung/Bewältigung der Herausforderungen führt. Sondern es muss erstens jede Situation wieder neu und in seinem Kontext/System analysiert und kontextualisiert werden und dadurch auf verschiedene passende Angebote zurückgegriffen werden, kombinieren. Da HG auch nicht nur Phänomen mit einer Ursache, sondern sehr komplex. Auch den Entwicklungsstand der Kinder beachten (Gute Kinderschutzmassnahmen, S. 177) Beziehungen wichtig, auch andere dem Kind nahestehende Personen oder Fachkräfte können das Kind positiv unterstützen, trotz aller sonstigen Gegebenheiten Grundsätzlich nimmt die Erarbeitung von Bewältigungsstrategien / Erlernen des Umgangs mit eigenen Strategien einen wichtigen Teil ein. Dies bei betroffenen Kindern selbst aber auch mit den Bezugspersonen / Eltern, die für das Kind verantwortlich sind und es schützen sollten.]</p>
--	--	--

9.2 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:

Anmerkung: In Anlehnung an *Bericht über Gewalt in Paarbeziehungen: Ursachen und in der Schweiz getroffene Massnahmen* (S.4099), von WHO World Health Organization, 2003, https://www.buerobass.ch/fileadmin/Files/2009/Gewalt_in_Paarbeziehungen_Bericht_Bundesrat.pdf

Abbildung 2:

Anmerkung. Übernommen aus „Stigmatisierung der Opfer von Kindesmisshandlung“ von G. Schomerus, in H.J. Grabe & C. Spitzer (Hrsg), *Kindesmisshandlung Psychische und körperliche Folgen im Erwachsenenalter* (S. 414), 2013, Kohlhammer.

Abbildung 3:

Anmerkung: In Anlehnung an Einführung in die Sozialisationstheorie (S. 56), von U. Bauer & K. Hurrelmann, 2018, Beltz.

Abbildung 4:

Anmerkung: In Anlehnung an Einführung in die Sozialisationstheorie (S. 89), von U. Bauer & K. Hurrelmann, 2018, Beltz.

Abbildung 5:

Anmerkung: In Anlehnung an Einführung in die Sozialisationstheorie (S. 91), von U. Bauer & K. Hurrelmann, 2018, Beltz.

Abbildung 6:

Anmerkung. In Anlehnung an *Häusliche Gewalt: Geschädigte Personen nach Alter und Geschlecht*, 2024, Bundesamt für Statistik (<https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kriminalitaet-strafrecht/polizei/haeusliche-gewalt.assetdetail.30887700.html>)